Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. J. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Erster Band.

1856.

Prag, Expedition des Albums. — Leipzig, Heinrich Hübner.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Erstes Capitel.

Der Vice-Kanzler Curtius und sein Haus.

Wir befinden uns auf dem Hradschin.

Auf dem Platze, auf welchem sich der seit 1850 in eine Caserne umgestaltete Majorats-Palast der Grafen von Černin erhebt, stand noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhundertes das ziemlich stattliche Haus des kaiserlichen Vice-Kanzlers Jacob Khurtz von Senfftenau.

Von diesem Manne, der zur Zeit Kaiser Rudolph's II. eine der einflußreichsten Größen des Hofes, eine der mächtigsten Stützen des Thrones, einer der thätigsten Hebel der Staatsmaschine gewesen war, ist, wie von so vielen Staatsmännern früherer und selbst späterer Zeiten, wenig mehr übrig geblieben, als sein Name, und der Grabstein, der dessen irdische

Ueberreste deckt, welche im Kreuzgange der Augustinerkirche in der Nähe einer seiner Zeitgenossinnen, der lateinischen Dichterin Elisabeth Weston dem Tage der allgemeinen Auferstehung entgegenharren.

Vergebens sucht man den Namen des Kanzlers in den Asbestblättern der Geschichte, in den papiernen Nischen der biographischen Wörterbücher. Von tausend Böhmen weiß vielleicht nicht Einer, daß einst, vor mehr als zweihundertfünfzig Jahren, ein Mann jenes Namens gelebt, vor welchem ganz Prag gezittert haben soll. Der Ruhm der meisten Staatsmänner ist vergänglicher als jeder Andere. Der Tod, der ihre Laufbahn schließt, löscht auch die Erinnerung an sie. Die Engländerin, deren Asche neben jener des böhmischen Kanzlers ruht, ist nicht so schnell verschollen wie er. Ihre Briefe und Gedichte, gesammelt unter dem Titel „Parthenicon“ sichern ihr für immer einen ehrenvollen Platz im Pantheon der Unsterblichkeit.

Jacob Khurtz, oder auch Curtius von Senfftenau geb. 1554, stammte aus einer freiherrlichen Familie in Graubündten. Frühzeitig mit Anna Maria Weber von Biesenberg verheirathet, soll er mit seiner Frau nicht sehr glücklich gelebt haben, da er im Grunde seines Herzens ein eingefleischter Weiberfeind

gewesen war und sich gerühmt haben soll, vor und während seiner Ehe nie ein anderes weibliches Wesen, als seine, keineswegs schöne Frau berührt zu haben.

Der Kanzler war ein frommer Herr.

Ein Blick in das ziemlich geräumige, in beständiges Halbdunkel getauchte und schon darum etwas unheimliche Arbeitsgemach des böhmischen Staatsmannes wird uns gleichzeitig eine Einsicht in die dichten Falten seines Herzens gestatten; wir sagen Herz, ob die Wenigen gleich, die mit ihm in Berührung kamen, zu behaupten wagten, er habe gar kein Herz und sei schon aus diesem Grunde ein geborener Staatsmann.

Ueber seinem uralten, äußerst schwerfälligen und mit ewigem Staube bedeckten Arbeitstische prangte das leichenbleiche Bild des heiligen Ignaz von Loyola, des Gründers der Gesellschaft Jesu, gemalt von Bartholomäus Spranger, dem Antwerpener Kammermaler und Lieblinge Kaiser Rudolphs.

Zur Rechten Loyola's hing das Gürtelbild seines Landsmanns und Nachfolgers, Diego Laynez, dessen fuchsröthliches Haar, glatt geschoren wie Utrechter Sammet, seiner echtspanischen Physiognomie jenen hohen Grad von Verschmitztheit verlieh, durch welchen er auf dem Concilium zu Trient dem neuen

Orden so viel Einfluß zu verschaffen gewußt hatte. Unter seinem Bilde stand sein Todestag der 19. Januar 1565.

Zur Linken Loyola's starrte uns das Conterfei des (später gleichfalls heilig gesprochenen) Francisco de Borgia, Herzogs von Gandia, des dritten spanischen Generals der Jesuiten an. Jener verewigt durch den Pinsel Johanns von Aachen, dieser (gestorben am 30. September 1572) durch die Macht der Farbe Pentoja's de la Cruz.

An der jenseitigen Wand der Trias des Jesuitenordens gegenüber, prangte, in Lebensgröße, der in andächtiges Gebet versunkene Schutzheilige Böhmens, Wenzel, gemalt von Roland Savery. Zur Rechten und Linken erblickte man die beiden Miniaturbilder Eberhard Mercurians und Claudio Aquiviva's, des vierten und fünften Generals der Gesellschaft Jesu. Der Erstere dieser Beiden, ein Luxemburger starb im Jahre 1580. Der Zweite, ein Neapolitaner und Abkömmling der Herzoge von Atri, lebte noch zur Zeit, in der unser Roman beginnt.

An der dritten Wand, die dem einzigen, nicht sehr großen Fenster gegenüber lag, durch das dieses Gemach sein spärliches, durch einen dunkelrothen Damastvorhang gedämpftes Licht vom freien Platze erhielt,

schaute aus prächtig vergoldetem meisterhaft geschnitztem, aber gleichfalls dick bestaubten Rahmen eine der lieblichsten Madonnen, welche Rudolph vom Hofe seines Oheims, des zweiten Philipps von Spanien aus Madrid mitgebracht und vor zehn Jahren seinem treuen Diener, dem Kanzler Khurtz von Senfftenau, zum Geschenke gemacht hatte.

In der Gesellschaft dieser sieben Heiligenbilder, umgeben von einem Trupp fauler, feister, zudringlicher Katzen (der Herr Kanzler haßte die Hunde) pflegte das Alterego des Kaisers, der die Sorge des Regierens seinem treubewährten Diener überließ, nicht selten neue Verhaftsbefehle und Todesurtheile gegen die Feinde der Kirche (er verstand darunter die Gegner der Jesuiten) zu vollziehen und jedesmal, so oft er durch die Unterschrift seines latinisirten und bis zur Unlesbarkeit verzerrten Namens „Curtius" den Kopf eines heimlichen Piccarden oder böhmischen Bruders dem Beile des Henkers überliefert hatte, mit einem augenverdrehenden Blicke auf das Bild Ignazs von Loyola halblaut die Worte ‚In majorem Dei et Caesaris gloriam' vor sich hin zu murmeln und dann gleich darauf zur Stärkung seiner von gewissenhafter Ausübung trauriger Pflicht angegriffenen Lebensgeister einige Verse seines Lieblingsdichters Anacreon zu

studiren, weil — wunderbar genug — gerade diese Poesie den Weiberfeind dergestalt anregte und begeisterte, daß er seit Jahren schon sich mit dem Gedanken trug, die fröhlichen Lieder des griechischen Sängers ins Böhmische zu übertragen.

Nebenbei war der Kanzler ein Sonderling. Vor Allem gefiel er sich in Aufstellung höchst gewagter Hypothesen, zu denen auch die gehörte, daß sein von ihm gefeierter Liebling Anacreon nicht zu Teos in Jonien, sondern in der Umgegend von Leitomischl das Licht der Welt erblickt und seine Lieder urspünglich in slawischer Sprache geschrieben, aber nicht an einer Weinbeere, sondern an einer Krebsscheere erstickt sei. Seine zweite Lieblingslectüre war das berühmte Werk ‚von der Nachfolge Christi.' Nach des Kanzlers Ansicht aber sollte weder der Deutsche Thomas von Kempis noch der Franzose Jean Gerson, sondern ein Slawe, dessen Name uns entfallen ist, der Verfasser dieses berühmten Andachtsbuches gewesen sein. — Alle Erfindungen, die dem menschlichen Geiste zu ewigem Ruhme gereichen, waren nach seiner hartnäckig verfochtenen Ansicht aus slawischem Hirne hervorgegangen. Die Buchdruckerkunst — diese edelste und erhabenste aller Erfindungen, welche die Fesseln des Geistes für alle Zeiten gesprengt — war

nicht vom Mainzer Patrizier Johannes Guttenberg, sondern von einem Slawen aus Kuttenberg erfunden. Er behauptete, wie Anaxagoras, daß der Schnee schwarz und die Dinte — natürlich gleichfalls Erfindung eines Slawen — weiß sei.

Dieß Alles wagte er mit so großem Ernste und mit so unbeugsamer Consequenz zu vertheidigen, daß Niemand daran zu zweifeln sich erkühnte, aus Furcht, durch Widerspruch, den er durchaus nicht ertragen konnte, sich den Zorn dieser ‚ernsten Bestie,‘ wie ihn einst Georg Popel von Lobkowic genannt hatte, zuzuziehen. Diese Bezeichnung war allerdings etwas hart, aber sicher nicht ganz unverdient, wenn man erwägt, daß der Vice-Kanzler selbst mehr als einmal erklärt haben soll, das Lachen — die einzige Tugend des Narren, wie er sie zu nennen geruht — bloß vom Hörensagen zu kennen und auch die Wohlthat der Thräne nur einmal in seinem selbstsüchtigen Leben empfunden zu haben, an jenem Tage, an welchem eine seiner Lieblingskatzen — sie hatte auf den Namen Wlasta gehört — von dem heimtückischen Hunde Georg Popels von Lobkowic todtgebissen worden war. Seit dem haßte er diesen ‚gottlosen‘ Mann.

Hinter dem Arbeitszimmer des Kanzlers lag dessen Schlafkammer, die alle Spuren der Unreinlich-

keit eines griesgrämigen Sonderlings, der nie erlauben wollte, daß irgend ein weibliches Wesen die Schwelle seiner Zimmer übertrete — (jene seiner Frau lagen auf dem entgegengesetzten Flügel und bildeten gegen die Aermlichkeit der seinigen einen schneidenden Gegensatz) — auffallend zur Schau trug. — In dieser Kammer befand sich seine sogenannte Bibliothek, die, außer seinem Anacreon, der in prosaisches Schweinsleder gebunden, den ganzen Tag auf seinem Arbeitstische und Nachts unter seinem Kopfkissen lag, aus dreizehn verschiedenen Uebersezzungen und Ausgaben der ‚Nachfolge Christi‘ und einigen dreißig uralten hochnothpeinlichen Scharteken bestand, auf welchen fingerdicker Staub lag, — die Ecke, in der sein ärmliches Nachtlager stand, das er sich selber herzurichten gewöhnt, war der Schlupfwinkel mancher Spinne, die sich hier ungestört ihr Netz gesponnen hätte.

Unfern dem Curtius'schen Hause befand sich der ‚weite Hof,‘ ein stattliches Besitzthum der reichen und mächtigen Trčka von Lipa, von welchen Einer dieses Geschlechts, Graf Adam, in späterer Zeit, während der Greuel des dreißigjährigen Krieges, unter Waldstein eine Rolle gespielt, aus welcher Schiller seinen „Terzky“ gemacht.

Neben dem Hause des Kanzlers, der, beiläufig erwähnt, nur zwei Freunde, seinen Leibarzt und den Beichtvater des Kaisers, besaß und trotzdem, daß er verheirathet war, so einsam und zurückgezogen — selbst von seiner Frau und seinen Kindern — wie eine kalte, unempfindliche Schildkröte unter ihrem Panzerdache zu leben gewohnt war, also neben dem Hause dieses mürrischen, menschenfeindlichen Einsiedlers, stand die kleine, seit den Hussitenkriegen in Verfall gerathene Sanct Matthiaskirche, von welcher der Aberglaube des Volkes sich tausend, oft eben so närrische als unheimliche Märchen in's Ohr flüsterte. Mehr als ein ‚Gevatter Schneider und Handschuhmacher' von der Kleinseite will damals vor dem Eingange dieses Kirchleins alljährlich in der Walpurgisnacht mit dem Glockenschlage Zwölf den ‚Gott sei bei uns' in einem zinnoberrothen Wamms und einer grauen Filzkappe, mit einem ellenlangen Ziegenbarte und einem scheinheilig zwischen den Beinen eingeklemmten Schweife, ähnlich jenem eines auf der Lauer liegenden Fuchses, mit einer Zither in der Hand mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben, wie der Böse, alljährlich in derselben Nacht, ein verliebtes Ständchen gebracht einer gottlosen und für alle Zeiten verwünschten Heidin, der

Herzogin Drahomira, einer Fürstentochter von Stodor, der ehebrecherischen Gemalin des Herzogs Wratislaw, der tyrannischen Mutter des heiligen Wenzeslaus, die bei dieser Kirche von der erzürnten Erde soll verschlungen worden sein, weil sie mehr Sünden und Mißethaten begangen, als Haare auf dem heidnischen Haupte gehabt haben soll. — In dieser Kirche ruhte auch die von Tetin herübergebrachte irdische Hülle der böhmischen Herzogin und späteren Landespatronin Ludmila, die, als Gegensatz zu jener halb fabelhaften Drahomira, ein Musterbild aller gottgefälligen Tugenden war und deren ehrwürdige Gebeine, weil sie in der Nähe jener gottlosen Heidin durch des Teufels unkeusche Serenaden rastlos beunruhigt worden waren, in späterer Zeit ausgegraben und in der Sanct Georgskirche beigesetzt wurden. — Außerdem erzählte man sich, daß am Altare der Matthiaskirche ein schwarzes Muttergottesbild aus dem Kloster Emaus sich befinde, das jedes Mal, so oft dem Kaiser oder einem der treuen, gottesfürchtigen Räthe seiner Krone irgend wie Gefahr drohe, im Voraus blutige Thränen vergieße, um dem Hofe und der Geistlichkeit einen Wink zu geben, auf der Hut zu sein. Seit acht Tagen war ganz Prag sehr beunruhigt, weil es ruchbar geworden, daß das

wunderthätige Bild nach Jahren wieder Blut geweint habe.

An der andern Seite des Curtius'schen Hauses stand die ‚goldene Kugel', ein zu jener Zeit von allen Ständen der drei Städte Prag*) vielbesuchtes freies Schenkhaus, dessen Wirth, Zdenko, einer der größten Schwätzer des ganzen Böhmerlandes und nebenbei der erbittertste Feind jedes Menschen war, der das Unglück hatte, kein Slawe zu sein.

Bei ihm wollen wir nun eintreten.

Zweites Capitel.

Die goldene Kugel.

Im Innern dieser Schenke hatten sich an theils großen und theils kleinen Tischen von Eichenholz die bunten Gruppen der Stammgäste niedergelassen, um sich hier bei vollen Bierkrügen die Länge eines Novemberabends des Jahres 1594 abzukürzen.

Draußen auf dem Platze wirbelten dichte Schneeflocken, die den ganzen, ehrwürdigen Hradschin in

*) Kleinseite, Altstadt und Neustadt.

ein großes, unabsehbares Leichentuch einzuspinnen schienen; in der Schenke prasselte ein gemüthliches Kaminfeuer. Draußen war Alles öd und todt; drinnen aber pulste lautlärmendes Leben.

An einem der kleinen Tische, die in einer der obern Ecken des geräumigen, aber nur karg beleuchteten Saales standen, unterhielt sich Alexander Colin, ein Bildhauer aus Mecheln (der sich durch das prachtvolle Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Franciskanerkirche zu Innsbruck ein unvergängliches Denkmal gesetzt) mit einem seiner Landsleute, dem nicht minder bekannten Edelsteinschleifer Jobst von Brüssel. Beide sprachen flämisch und leerten einen Krug nach dem Andern. Jobst war traurig und niedergeschlagen.

— Du fängst wieder Grillen, sagte Colin.

— Und hab' ich nicht ein Recht dazu? fragte Jobst.

— Geh, Landsmann, was fehlt Dir hier?

— Mich plagt das Heimweh. Ich möchte gern wieder nach meinem schönen Brabant zurück.

— Also gefällt's Dir wirklich nicht am Hofe Rudolphs?

— Nein, sag' ich Dir offen und ehrlich.

— Und was mißfällt Dir an ihm?

— Er ist gut, recht gut gegen mich wie gegen jeden Künstler, den er gastfrei bei sich aufnimmt.

— Und dennoch, Jobst, bist Du unzufrieden?

— Ich will Dir sagen, woher das kommt, erwiderte der Steinschleifer näher rückend. Der Kaiser hat viele gute, herrliche Eigenschaften, eine schlechte aber, die, wenigstens in meinen Augen, alle guten stark verdunkelt: er ist eine unerträglich melancholische Fledermaus.

— Sprich leiser, viel leiser, Landsmann, damit es keiner der vielen Zuträger unseres gestrengen Herrn Nachbars hört ....

— Wen meinst Du? fragte Jobst um sich blickend.

— Ich meine den Gevatter Dreibein, den Jesuitenfreund, den Vicekanzler Curtius, der im Nebenhause wohnt.

— Der Teufel hole diesen kalten Frosch, schrie der Brüsseler, indem er mit dem Bierkruge auf den Tisch schlug.

— Also auch Du hassest diesen Heuchler?

— Wer haßte ihn wohl nicht? Er ist der böse Geist Rudolphs. Er ist's, der des Kaisers gutes Herz zu Härte und Unduldsamkeit antreibt.

— So denkt ganz Prag, ganz Böhmen. Niemand

aber wagt es so laut auszusprechen als Du.

— Es thut mir weh, herzlich weh, wenn ich sehe und höre, wie Kaiser Rudolph, der doch immer nur das Beste seiner Unterthanen will, durch die bösen Einflüsterungen jenes herzlosen Rathgebers von Tag zu Tage unbeliebter wird bei seinem Volke, das ihn früher mit vollem Rechte so sehr vergöttert hat. Leider giebt es keinen einzigen Menschen in der ganzen Burg, der den Muth besitzt, den Kaiser zu warnen vor den unheilbringenden Rathschlägen dieses Mannes, der um sich selbst unentbehrlich zu machen, die treuesten Diener der Krone verdächtigt, und bei Hofe verhaßt macht.

— Auf dem erst unlängst geschlossenen Reichstage zu Regensburg, auf welchem der Kaiser neue Kriegsvölker gegen die heidnischen Türken, die, wie die Bestien, das schöne Ungarland zerfleischen, verlangt hat, sind harte Worte gefallen gegen den Kanzler, dessen ganzes Streben dahin geht, aus dem zweiten Rudolph einen eilften Ludwig zu machen. Dieß empörte vor allen Andern den guten, ehrlichen, menschenfreundlichen Obristlandhofmeister und Geheimen Rath Georg Popel von Lobkowic, der auf dem Reichstage zuerst das Wort ergriff und gegen die krebsartig um sich greifende Partei sprach, deren Leit-

hammel unser bewußter Nachbar, dieser blutdürstige Wolf im zahmen Schafspelze ist.

— Der kaiserliche Herr sollte diesen Wolf, der seine Heerde zerreißt und ihm das Vertrauen und die Liebe seines Volkes entzieht, lieber heut' als morgen fortjagen, dann würden die aufgeregten Gemüther der Böhmen sich wieder beruhigen; dann würde das Volk seinen gesalbten Herrn und Gebieter wieder liebgewinnen und ihm von Neuem zugethan sein mit Leib und Seele, wie es früher war, so lange der milde und gerechte Sohn des zweiten Maximilians noch mit eigenen Augen sah und nicht so blindlings, wie jetzt, den blutdürstigen Rathschlägen dieses böhmischen Olivier le Diable Folge zu leisten gewohnt war. Siehst Du, Freund, nur darum gefällt's mir an diesem finstern, mürrischen, freudeleeren Hofe nicht mehr; nur darum sehnt sich mein Herz, mein armes, langsam verblutendes, schwer geprüftes Herz wieder nach der fernen, trauten Heimath, zu den freien, frohen Männern von Brabant, zu den schönen, tugendsamen Mädchen und Frauen von Flandern hin.

— Du ließest dort Deine Jugendliebe zurück in den Armen eines Andern, der Deine arme Margarethe lieblos mißhandelt für die Treue, die sie

ihm am Altare gelobt, und die sie trotz ihrer unaussprechlichen Liebe zu Dir, nicht gebrochen hat. O Freund, ich weiß Alles, Alles!

— Schweigen wir davon, Meister Colin, bat der Edelsteinschleifer Jobst und zerdrückte in seinem treuen Auge eine Thräne herzzerreißender Wehmuth. Aber auch Du, Alexander, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, bist nicht glücklich. Auch Dich drückt ein schwerer Kummer.

— Wie, Jobst, fragte der Bildhauer tief erschreckt, Du ahnst?

— Mehr noch, ich weiß, daß Du liebst....

— Und weißt Du auch wen? fragte Colin mit zitternder Stimme.

— Soll ich Dir ihren Namen nennen?

— Nein, nein, schweige um Gotteswillen!

— Ich bin Dein Landsmann, Dein Freund, Alexander, und werde schweigen, wie das Grab. Ich bin unglücklich, Du aber bist es zehnfach mehr. Ich bin doch wenigstens frei, Dich aber fesseln alte heilige Bande. Du hast daheim ein liebes, braves und wie ich aus Deinem eigenen Munde weiß, ein noch immer schmuckes Weib . . .

— Zwanzig Jahre lang liebte ich sie treu und innig mit allen Kräften meiner dankerfüllten Seele...

— Und jetzt, jetzt, mein armer Freund?....

— Jetzt lebe und athme, jetzt glühe und schwärme ich für einen Engel an Unschuld und Liebreiz...

— Für einen Engel, der, kaum halb so alt als Du, Deine Tochter könnte sein...

— Bemitleide, aber verurtheile mich nicht, Jobst. Ich hatte sie am Hofe des Kaisers kennen gelernt. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Geist, glänzend wie ihre ganze Erscheinung, hatten mein Herz mit magischer Gewalt zu ihren Füßen hingerissen. Ich gestand ihr meine glühende Leidenschaft und sie...

— Und sie? wiederholte der Edelsteinschneider.

— Sie wies mich in die Schranken der Pflicht zurück.

— Und Du? Und Du? fragte Jobst.

— Ich kämpfte, eingedenk meiner Pflicht, mit allen Kräften des kalten Verstandes gegen das blitzschnelle Auflodern dieser heftigen Leidenschaft an...

— Und das Resultat dieses Kampfes ist...

— Daß ich unsäglich, namenlos unglücklich bin, erwiderte der Bildhauer, tief aufseufzend. Nun weißt auch Du Alles, Alles!

— Armer, unglücklicher Freund! entgegnete Jobst und drückte mit flämischer Biederkeit die eiskalte

Hand seines Landsmannes, der in dumpfes Hinbrüten versank.

Wir überlassen ihn seinem tiefgefühlten Schmerze und den ehrlichen Tröstungen seines theilnahmsvollen Freundes, um uns einem Tische zu nähern, der in der entgegengesetzten Ecke der Schenke stand.

Drittes Capitel.

Eine Spukgeschichte.

In dieser Ecke hatten drei ziemlich alltägliche Gestalten aus dem Spießbürgerstande Platz genommen: der spindeldürre Schneider Matthias, der ewig durstige Schuster Wenzel und der corpulente Bader Procop, äußerst gemüthliche, aber höchst abergläubische Nachbarn aus der ‚Ostruhová ulice‘ oder ‚Sporengasse,‘ die durch einen Hohlweg zum Strahower Thore, zur damaligen Zeit ‚Černá branka‘ oder die ‚schwarze Pforte‘ genannt und von dort zum Hradschin, der ehrwürdigen Kaiserburg hinaufführte.

Der beherzteste und vernünftigste dieses Kleeblattes war Meister Procop, der in seiner Jugend

durchaus studirt haben wollte und ein gutes Mundwerk zum Vortrage abenteuerlicher Geschichten besaß.

— Sperrt Eure langen Ohren auf, Gevattern, begann der dicke, glatzköpfige, pausbackige Bader mit der krebsrothen Nase und dem zeisiggrünen Tuchwammse; ich will Euch heute eine ziemlich lange, aber höchst seltsame und wunderbare Geschichte erzählen, bei deren aufmerksamer Anhörung Eurem ehrwürdigen Schädel, wie einem alten Koffer von Büffelleder, die Haare ausfallen sollen.

— Ich fürchte mich nicht, Meister Procop, entgegnete der ausgetrocknete Schneider, der eine flachsgelbe Perücke trug, die ihm das Aussehen einer schwindsüchtigen Sphynx verlieh.

— Und ich, erklärte der baumstarke Schuster, ich fürchte mich nur vor dem Teufel und —

— Eurer Frau, die wie einige Eurer Kunden behaupten wollen, seine Großmutter sein soll, fiel ihm der lustige Bartscheerer in's Wort. Hört zu und unterbrecht mich nicht. — Vor vier Jahren saß hier an demselben Tische, an dem ich Euch dieß jetzt erzähle, ein gar wunderlicher Fremder, der mit zwei übernatürlich großen, pechrabenschwarzen Bullenbeißern eingetreten war, mit welchen er sich in einer Sprache, von der ich nur zwei Worte verstand, so vertraulich

unterhielt, wie ich mich eben jetzt mit Euch unterhalte. Zu dem einen dieser Hunde sagte er „Prinz,“ zu dem Andern „Prinzessin.“ Das war Alles, was ich verstand.

— Der Mann war gewiß ein Hexenmeister, bemerkte der furchtsame Nadelheld.

— Errathen, Gevatter Matthias. Aber hört nun weiter! Jener Fremde (ich sehe ihn noch heute wie damals vor mir) hatte einen ungeheuern lasterhaften Durst. Nachdem er in einer halben Stunde acht bis zehn Pinten Bier vertilgt und seinen ausländischen Durst einigermaßen, wie es schien, gelöscht hatte, sagte er zu dem einen seiner vierfüßigen Begleiter, dessen Vorderfüße auf seinen Knien lagen, im reinsten Böhmisch: „Prinz, bezahlen Sie gefälligst meine Zeche!“

Schneider und Schuster rissen Ohren und Mäuler auf, wagten es aber nicht, den Bader zu unterbrechen.

— Der schwarze Bullenbeißer, fuhr Meister Procop fort, ließ sich Jenes nicht zweimal sagen: er wedelte mit dem Schweife, griff mit dem rechten Hinterfuße unter sein weißledernes, mit Perlen und Korallen besetztes Halsband, holte eine venetianische Zecchine hervor und bezahlte unsern Wirth, der

erstaunt das große Maul und die kleine Lederkappe von seinem Strohschädel riß und freundlich grinzend an seinen Schenktisch eilte, um dort das blanke funkelnagelneue Goldstück zu wechseln. Meister Zdenko (dort sitzt das Großmaul und kann es Euch bestätigen) gab dem Fremden das übrige Geld zurück, und begleitete ihn unter tausend Kratzfüßen mit der ehrfurchtvollen Bitte, recht bald wieder zu kommen, bis zum Platze hinaus, wo der Fremde mit seinem weißen Mantel und seinen schwarzen Trabanten vor den Augen des Wirthes wie ein Gespenst verschwand. Seine beiden Hunde aber hörte er ganz deutlich bellen, ohne etwas anderes als ihre feurigen Schwänze zu sehen, die wie brennende Pechfackeln das Dunkel der Nacht erhellten.

— J das ist ja ein wahrer Höllenspuk, lispelte der Schneider, dem bernsteingelber Angstschweiß auf die Stirne trat.

— Das Schlimmste kommt erst! Als Zdenko zurückgekehrt wieder an den Schrank trat, um sich in der Freude seines wurmstichigen Herzens noch einmal die hübsche Zecchine zu besehen und sie dann seiner Alten zu zeigen, da hatte sie sich — denkt Euch, Gevattern, seinen Schreck! — in nichtsnutziges Kupfer verwandelt.

— Seine Alte? fragte der perplexe Schneider.

— Dummkopf, die Zechine, sagte Procop. Das Stück Kupfer war eine Art Spottmünze mit einem distelkauenden Esel und der moralischen Nutzanwendung:

‚Nicht Alles ist Gold, was glänzt!‘

— Das gönne ich dem faulen Böhmen! flüsterte leise vor sich hin der Schneider, der ein Eingewanderter aus dem sächsischen Erzgebirge war.

— Es war nun erwiesen, fuhr Meister Procop fort, daß der Fremde mit seinem cannibalischen Durste ein Hexenmeister, ein Zauberer, ein Sohn der Hölle war.

— Ich fange an mich zu fürchten, lispelte der Schneider, den ein unheimliches Frösteln durchrieselte.

— Das ist noch lange nicht Alles! Hört nur weiter. Am andern Abend wußte jeder Gimpel auf dem Dache, daß der Fremde sich für einen Sohn des im Jahre 1571 beim Fall von Famagusta von den Türken gefangenen und niedergemetzelten venezianischen Gouverneurs der eben genannten Stadt in Cypern ausgab und sich unter dem Namen ‚Marco Bragadino‘ vom Kanzler Curtius bei dem Kaiser vorstellen ließ. Am zweiten Abend wußte ganz Prag, der Teufel Bragadino habe beim Kaiser gespeist und bei der Tafel

in Gegenwart des ganzen Hofes Brodkrumen — hört, Gevattern, und staunt — in blankes, gutes, echtes Gold verwandelt.

— Und was geschah darauf? fragte der Schuster.

— Der Kaiser umarmte den Goldmacher und erhob ihn in den böhmischen Ritterstand. Er räumte dem Hexenmeister und seinen beiden schwarzen Mitarbeitern, von welchen er den Prinzen für einen in seine Gefangenschaft gerathenen Zauberer und die ‚Prinzessin' für eine verwunschene Königstochter aus dem Mohrenlande ausgab, drei der prächtigsten Zimmer in der Burg ein, Ritter Bragadino versprach dafür, ihn längstens binnen Jahresfrist in alle Geheimnisse der Kunst, Gold zu machen, einzuweihen.

— Und hielt er Wort? fragte ungeduldig Meister Matthias.

— Das sollt Ihr gleich erfahren, sagte der Bader und schickte sich an einen langen, herzhaften Zug aus dem Bierkruge zu thun, um seine trocken gewordene Kehle anzufeuchten.

— Der Kaiser, fuhr Meister Procop fort und der ganze Hof schwamm in Entzücken. Man träumte von goldenen Bergen. Der Ritter und seine verfüßigen Spießgesellen wurden die Lieblinge des Kaisers, der sie alle Drei in Lebensgröße von dem Nieder-

länder Raphael Sadeler malen und in seinem Schlafzimmer aufhängen ließ. Der ganze Hof lag zu den Füßen des mächtigen Zauberers. Nur Einer wagte es, die goldenen Verheißungen des Ritters Bragadino in Zweifel zu ziehen.

— Und dieser Eine? fragten beide Zuhörer.

— War unser feiner, kluger, aufgeklärter Obristhofmeister und Geheimrath Ritter Georg Popel von Lobkowic.

— Mein gnädigster Beschützer, der mir die unverdiente Ehre erweist, seit zwei und zwanzig Jahren der treuste und pünctlichst bezahlende meiner Kunden zu sein, erklärte mit ziemlich gerechtfertigtem Stolze der Schneider Matthias.

— Ich weiß es, entgegnete der Bader. Der Obristhofmeister erklärte den hergelaufenen Fremden für einen unverschämten Gaukler, dem er keinen Glauben schenkte und ihn, wie Unser Einer zu sagen pflegt, ‚links' liegen ließ. Das verdroß den Ritter Bragadino, der seitdem der abgesagteste Feind und Gegner des edeln Obristhofmeisters war. — Um diese Zeit, fügte Procop mit vierundzwanzigpfündigem Seufzer hinaus, machte auch meine Wenigkeit die Bekanntschaft jenes cyprischen Ungeheuers.

— Und wie so? fragten Beide zugleich.

— Ich hatte, wie Ihr Euch erinnern werdet, eine Mündel.

Des Baders Stimme begann weich und sein Auge flüßig zu werden.

— Ja, ja, ich kannte sie, sagte Matthias.

— Ich nicht, erklärte trocken der Schuster.

— Sie hieß Libuša, fuhr Procop fort, und war die schönste und tugendhafteste Jungfrau der ganzen Sporengasse, eine eben aufgeplatzte Knospe, kaum siebzehn Jahre alt, ein Engel an Liebreiz und Unschuld.

Am Nebentische fing ein Soldat zu niesen an.

— Prosit, rief ihm der Bader zu und fuhr dann fort:

Der Geierblick des Fremden hatte meine kleine, fromme, unschuldsvolle Taube leider früh genug ergattert. Um Gelegenheit zu haben, mit meiner Mündel bekannt zu werden, besuchte er mich fast täglich, um sich von mir seinen langen, schwarzen mähnenartigen Bart, der ihm das Ansehen eines wilden Löwen gab, bald so und bald so stutzen zu lassen. Eines Nachts rief mich meine Kunst an das Bett eines Kranken, der mich holen ließ, um ihm auf Befehl seines Arztes eine Ader zu öffnen. Als ich mit dem anbrechenden Tage nach meiner Wohnung

heimgekehrt war, fand ich sie leer. Libuša, der Ritter Bragadino und seine beiden Bullenbeißer waren auf und davon; Niemand wußte wohin. Der betrogene Kaiser war außer sich. Er setzte zehntausend Schock Groschen auf den Kopf des entflohenen Betrügers und schändlichen Mädchenräubers, der aus den Armen ihres Vormunds den reinsten Engel der Unschuld entführt hatte.

Der Soldat nieste zum zweiten Male.

— Helf' Gott! schrie ihm Procop zu. Aber Alles, fuhr er fort, war vergebens. Der Teufel blieb spurlos verschwunden.

Meister Procop hielt inne, um von Neuem seinen Gaumen anzufeuchten.

— Ein Jahr später, begann er von Neuem, verbreitete sich die Zeitung, Ritter Bragadino habe am Hofe des Kurfürsten Maximilians I. von Bayern dieselbe Komödie, wie hier zu spielen versucht, sei aber in München bald durchschaut, noch zu rechter Zeit erwischt und gebührendermaßen auf offenem Markte zwischen seinen zwei nichtswürdigen Bullenbeißern durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht worden.*) Aus den Papieren, die sich

*) Bragadino ward in einem mit Flittergolde beklebten Kleide an einem falsch vergoldeten Galgen aufgehängt. Seine beiden Hunde aber wurden unter dem Galgen erschossen.

bei dem Erzhallunken vorgefunden, kam's an den Tag, daß Marco Bragadino eigentlich Mamugna hieß, und ein griechischer Gauner war.

— Aber sagt mir doch, Gevatter Procop, wie kommt Ihr dazu, diese schauerliche Geschichte, die sich schon vor mehreren Jahren zugetragen hat, uns erst heute zu erzählen?

— Das will ich Euch sagen. Ihr wollt niemals an meine Träume glauben und seid dumm genug, mich auszulachen, wenn ich Euch oft Monate lang voraussage: An diesem oder jenem Tage wird Dieses oder Jenes geschehen...

— Wir lachen darüber, Gevatter Procop, sagte der Schuster, weil keiner Eurer Träume und keine Eurer Prophezeihungen, durch die Ihr uns bloß Angst und Schreck in die Knochen jagen wollt, sich bis jetzt erfüllt hat.

— Habt Ihr Lust zu wetten, daß mein Traum von gestern Nacht in Erfüllung geht.

— Ihr habt schon wieder einmal geträumt? fragte der Schneider, seine Perücke, die sich verschoben hatte, zurechtsetzend.

— Und was für einen schauderhaften Traum! sagte der Bader und that einen neuen Zug aus dem Kruge.

— Ich bitt' Euch, Gevatter, erzählt, bat der Schuster.

— Rückt näher, Nachbarn, damit uns Niemand behorchen kann, denn die Geschichte, die ich jetzt erzähle, ist verdammt ätzlich, schickte Procop voraus und zerkratzte sich mit dem schmutzigen Nagel seines linken Zeigefingers die große Warze, die wie ein Glühwurm die Kuppel seiner Nase illuminirte.

Schneider und Schuster rückten ängstlich näher.

— Gestern Nacht, erzählte Procop, träumte ich von dem gottverfluchten Ritter Bragadino, seinen zwei schwarzen Bestien und meiner tugendhaften Mündel.

Der Soldat nieste zum dritten Male und zwar so laut, daß dießmal die ganze Schenke Prosit schrie.

— Dieser Kriegsknecht hat einen impertinenten Schnupfen, sagte der Bader, der sich darüber zu ärgern schien. Ich träumte also, wie gesagt, von meiner Mündel, den zwei schwarzen Hunden und der Bestie Bragadino. Die letzten Drei sah ich — erschreckt nicht, Nachbarn — an einem feurigen Galgen baumeln. Schneide uns ab! flehte der gehenkte Spitzbube und zum Lohne für den Dienst, den Du mir, dem Prinzen und der Prinzessin leistest, will ich Dich in ein hochwichtiges Geheimniß einweihen, das Dich und einen Deiner besten Freunde

angesehen, reich und glücklich machen wird für alle Zeiten. Schurke, schrie ich, wo ist Libuša? Auch das sollst Du erfahren, fuhr der Gehenkte fort, sobald Du mich und meine treuen Diener aus den Banden dieses schmachvollen Todes befreit hast.

— Die Geschichte wird recht schauerlich, stöhnte der Schneider.

— Ungeheuer schauerlich! sagte der Schuster, den vierten Krug leerend.

— Die Neugier, zu erfahren, was nach vier Jahren aus meiner armen Mündel geworden war, spornte mich an, dem Wunsche des Gehenkten Gehör zu schenken. Zuerst schnitt ich die Hunde und dann ihren Herrn ab. Nun heraus mit dem Geheimniß! schrie ich, ihn bei der Gurgel festhaltend. — Eile zum Obristlandhofmeister, erwiderte das abgeschnittene Gespenst, und bringe ihm einen Gruß vom Ritter Bragadino. — Das werde ich bleiben lassen, sagte ich, denn hast Du mir nicht selbst erzählt, Elender, daß der Freiherr Georg von Lobkowic, der einzige Mann am ganzen Hofe war, der Dich und Deine sogenannte Zaubermacht verlacht hat. Wahr gesprochen, Meister Procop, sagte das Gespenst, und eben darum hatte ich auf diesen Mann einen tödtlichen Haß geworfen und Alles versucht, um ihn zu stürzen. Ich war's

der meinem Freunde, dem Kanzler Curtius, den Floh in's Ohr gesetzt, daß mein Feind, der Obrist-hofmeister, nicht bloß ihn, den Kanzler, sondern auch seinen Herrn und Gebieter, den Kaiser Rudolph stürzen und dessen ältesten Bruder, den Erzherzog Matthias, auf den Thron Oesterreichs, Ungarns und Böhmens erheben will.

— Der Spitzbube! kreischte der empörte Schneider.

— Das Maul halten! schrie der Bader, sonst werde ich confus. In Folge seiner falschen Anklagen, die ich erst jetzt bereue, weil sie selbst im Tode noch mein Gewissen mit allen Martern bitterer Reue foltern, wird mein ehemaliger Feind, der arme, un-schuldige Obristhofmeister, in längstens vier Tagen eingekerkert, des Hochverrathes angeklagt und erst nach jahrelanger grausamer Gefangenschaft, — er-schreckt nicht, Gevattern! — geköpft werden.

— Unerhört, Unerhört! schrieen die beiden Zuhörer.

— Dafür nun, — fuhr der Sünder fort, — daß ich, was ich nun gleichfalls bitter bereue, Deine arme Mündel verführt und entehrt, habe ich Dich und Deinen Freund Matthias, den Schneider des Obristhofmeisters, zu dessen Rettung auserkoren. Eilet hin zu ihm, meine Freunde, bringt ihm einen Gruß

von dem seine Missethaten bereuenden Ritter Bragadino und sagt ihm, Männer ohne Furcht und Tadel, daß er verloren, rettungslos verloren ist, wenn er nicht in längstens drei Tagen die Flucht ergreift; denn seitdem er von dem Reichstage zu Regensburg, auf welchem er gegen die Gesellschaft Jesu aufgetreten war, zurückgekehrt ist, arbeitet der Kanzler Curtius eifriger als je an dem Sturze seines Gegners. Rathet ihm, unter fremdem Namen nach Sachsen zu fliehen. Erfüllet meinen Auftrag und seid versichert, Meister Procop, daß der Obristhofmeister und seine Tochter Euch Zeitlebens dafür dankbar bleiben werden. Sprich, willst Du dieß thun? fragte der zerknirschte Sünder. Sage mir zuvor, was aus meiner Mündel geworden? Statt der Antwort schlug der Elende ein höllisches Hohngelächter aus, schwang sich auf einen seiner Hunde und ritt pfeilschnell davon, während die „Prinzessin" ihm keuchend nachtrabte. Als ich erwachte, roch es nach Pech und Schwefel.

— Ein gräßlicher Traum! stöhnte der Schneider.

— Und was wollt Ihr thun? fragte der Schuster.

— Ihr könnt noch fragen? Der Obristhofmeister muß gewarnt und gerettet werden! erklärte der Bader.

— Ja, Meister Procop, rettet den Edeln!

— Wie? Ich allein? Auch Ihr müßt hin zu ihm! Mich kennt er nicht! Mir traut er nicht!

— Ich, Gevatter Procop, habe keine Courage, bekannte der Schneider. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.

— Pfui, feige Memme!

— Der Kanzler kann uns Alle vernichten. Er kann uns einsperren und auf die Folter werfen lassen.

— Ja, das kann er! sagte der Schuster, der zu seinem höchsten Schreck bemerkte, daß sein Bierkrug leer war.

— Schämt Euch, Meister Matthias. Ihr seid eine undankbare Schneiderseele.

— Nein, undankbar bin ich wahrhaftig nicht! Auch sollt Ihr sehen, daß ich, wenn's sein muß, auch Courage habe. Ja, unser edler Obristhofmeister, der mir seit zweiundzwanzig Jahren stets püncktlich seine Rechnung bezahlt und mir niemals einen Groschen abgezogen hat, muß gerettet werden!

— Ja, das muß er, sagte der Schuster.

Die Männer vom Grütli bezahlten ihre Zeche und verließen die Schenke.

Viertes Capitel.

Zwei Besuche.

Wir kehren zum Kanzler Curtius zurück.

In derselben Nacht, in welcher wir in der Schenke zur „goldenen Kugel" das Gespräch der drei Spießbürger aus der Sporengasse belauscht hatten, erwartete Jacob Khurtz von Senfftenau, der, seit einigen Tagen unwohl, mehr als jemals Furcht vor dem Sterben empfand, zwei wichtige Besuche: seinen Hausarzt und einen andern Freund.

Eilf Uhr war vorüber, als der Erstere in das von uns früher beschriebene, ärmlich erhellte Arbeitsgemach des Kanzlers eintrat, der leichenblaß auf einem harten, von den Würmern halb zernagten Lehnsessel saß.

Doctor Christoph Guarinonius, von Geburt ein Veronese und früher Leibarzt des Herzogs von Urbino, hatte sich als solcher schon durch glückliche Curen aller Art selbst außerhalb der Grenzen seiner Heimath einen so ausgebreiteten Ruf erworben, daß er von Rudolph II. als kaiserlicher Rath und Leibmedicus mit einem für die damalige Zeit höchst bedeutenden Gehalte nach Prag berufen worden war.

Hier hatte Guarinonius, bald nach seiner Uebersiedelung, in seiner Behausung eine medicinische Akademie gegründet, zu deren Mitgliedern die beiden andern Leibärzte des Kaisers, Thaddäus von Hájek, lateinisch Hagecius genannt, ein Böhme von Geburt*), und Michael Mayer, geboren zu Rendsburg im Holstein'schen, gehörten. Letzterer war gleichzeitig Rudolphs Cabinetsschreiber und — worauf er nicht wenig eingebildet zu sein schien — kaiserlicher Pfalzgraf. Einige seiner mystischen Schriften, die in späterer Zeit in's Französische übersetzt, ohne Namen des Verfassers unter dem geheimnißvollen Titel ‚Chevalier imperial' erschienen waren,

---

*) Geb. 1525 zu Prag, hatte er in Wien unter Franz Emerich und Wolfgang Lazius Medicin studirt und in Bologna den Doctorhut erhalten. Freund des berühmten Arztes Geronimo Cardano, dessen Bekanntschaft er in Mailand gemacht, beschäftigte er sich, wie dieser, auch mit Mathematik und Astrologie. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, ließ er seine „Aphorismi metoposcopici, (Prag 1561, gewidmet dem Kaiser Ferdinand I.) und ein Jahr darauf eine böhmische Uebersetzung des Matthioli'schen Kräuterbuchs erscheinen. Thaddäus von Hajek starb als Protomedicus des Königreichs Böhmens am 1. September 1600.

erregten in der gelehrten Welt und namentlich unter den Rosenkreuzern (zu welchen auch er gehörte) ungewöhnlich großes, wenn auch nur wenig verdientes Aufsehen. — Ein weit verdienstlicheres Mitglied der Guarinonischen Akademie war Ritter Adam Zalužansky von Zalužan, ein böhmischer Arzt und Naturforscher, der in einem seiner Werke*) als ursprünglicher Begründer des erst in späterer Zeit von Carl Linné mehr entwickelten Sexualsystems der Pflanzenwelt sich bekannt gemacht. Außerdem war Ritter Zalužan Professor an der Prager Universität und vom Herbste 1593 bis zum July 1594 Rector magnificus. Nach jener Zeit aber mußte er letztere Stelle niederlegen, weil er sich mit Ludmilla Porcia verehelicht hatte und weil, nach einem alten Statute der Universität, jeder Dignitär derselben ledig sein mußte.**)

---

*) Methodi rei herbariae libri III, Prag. 1592.

**) Zalužan starb zu Prag am 8. December 1613 und ward in der Bethlehemskirche begraben. Das Rectorenbuch der Universität sagt von ihm: ‚Fuit talis philosophus, qualem sua aetas et nostra natio alterum non tulit.' — Seine Nachfolger von 1594 bis 1597 waren Marcus Bidžovinus a Florentino, dessen Bio-

Guarinonius war wie der größte Theil der Aerzte und Gelehrten der damaligen Zeit, ein eifriger Anhänger der sogenannten ‚Geheimen Philosophie,‘ die in der Person des Kölner fahrenden Ritters Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (gestorben 1535 zu Grenoble) einen ihrer ersten Vorkämpfer und Hauptverfechter eingebüßt hatte. Gua-

---

graphie in Pelzel's Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten zu finden ist; von 1597 bis 1598 Trojan Nigellus von Oskořin, ein mittelmäßiger lateinischer Dichter; von 1598—1600 Martin Bacháček, ein Bauerssohn aus Nouměřic; von 1600 bis 1602 Johann Adam Byštřicky von Bochov; von 1602 bis 1603 Marcus Bidžovsky (zum sechsten Male Rector), vom 1604 bis 1612 in neun Wahlen immer wieder Martin Bacháček. Letzterer starb als Rector am 16. Februar 1612. Ihm folgte Johann Campanus von Wodnian, dessen Lebensbeschreibung G. J. Dlabač (Prag 1819.) herausgegeben hat. Sein Nachfolger war Johannes Jessenius von Jessen, ein ungarischer Slowak, früher Professor zu Wittenberg, der gleichfalls eine Rolle in unserm Romane spielt. — Alle Rectoren, wie überhaupt die meisten Professoren der Carolinischen Universität, waren Utraquisten; die Mehrzahl der katholischen Studenten promovirte in Theologie und Philosophie bei den Jesuiten im Clementinum.

rinonius beschäftigte sich, wie Jener, nicht bloß ausschließlich mit der Arzeneikunde, sondern auch mit Magie und Astrologie und war, trotz seiner vielseitigen Kenntnisse, ein nicht minder großer Marktschreier als sein Schweizer Vorbild Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus, der ungeachtet seines Wunder-Elixirs, mittelst welchen er Methusalems Alter erreichen gewollt, schon 1541, kaum achtundvierzig Jahre alt, sich in einer Schenke zu Salzburg todtgetrunken hatte.

Auch Guarinonius (er war kein Säufer) glaubte an die Unfehlbarkeit gewisser von ihm erfundener Panaceen, Elixire und Tincturen, deren Wirkungen auf magischen Geheimmitteln beruhte, mit so fester Zuversicht, daß er sich einbildete, ein Kranker, den er behandle, könne unmöglich so schnell und unerwartet als der irgend eines Andern an's Jenseits glauben lernen. Er selbst war in seinem Leben niemals krank gewesen und glaubte dieß weniger seiner unverschämt gesunden Natur als jenen sympathetischen Mitteln, die er sich bei jedem ab- und zunehmenden Monde selbst verschrieb (die einzigen Recepte, die sein fast unerhörter Geldgeiz unentgeldlich verordnete) einzig und allein verdanken zu müßen. Er gehörte zu den glücklichen Ausnahme-Menschen, die

gar nicht wußten, was u. A. Kopfschmerz sei. Dem Rendsburger Mayer, der ganz entgegengesetzt, sehr häufig und sehr heftig daran zu leiden pflegte, hatte das einst zu dem spottbilligen Witze Veranlassung gegeben, seinem Collegen, mit dem er in beständigem Streite lag, zu sagen: Kopfschmerz wäre nur bei Solchen anzunehmen, bei denen vorauszusetzen sei, daß sie überhaupt nicht ganz kopflos sind — eine Anspielung auf den Gründer der medicinischen Akademie, die dieser ihm niemals verzeihen konnte; woher es kam, daß beide Aerzte sich fortwährend in den Haaren lagen.

Als Doctor Guarinonius in's Gemach des Kanzlers trat, erhob sich dieser nur mit einiger Anstrengung, ging hüstelnd ihm drei Schritte entgegen, reichte ihm die knochige, abgemagerte, auffallend behaarte Hand und sagte zu ihm:

— Seid herzlich gegrüßt, mein würdiger Aesculap.

— Seid ebenfalls gegrüßt, Herr Vice-Kanzler. Ihr habt mich vor einer halben Stunde rufen lassen . . .

— Weil ich seit heute Morgen, wo Ihr Eurem treuesten Verehrer die unschätzbare Wohlthat Eures trost- und hilfebringenden Besuchs geschenkt hattet,

mich — der heiligen Mutter Gottes sei's geklagt — durchaus nicht wohl fühle.

— Worüber klagt Ihr? fragte der Doctor.

— Seit einigen Stunden fühle ich mich nicht ganz fieberfrei.

Guarinonius betastete mit der Rechten den Puls des Kanzlers, während er mit der Linken aus dem tiefen Abgrunde einer der Taschen seines weit über den Bauch reichenden schwarzen Seidenwammses ein Nürnberger Ei aus der Werkstatt eines Prager Uhrmachers, eine dicke, plumpe Taschenuhr hervorzog, um, seine Augen starr auf das Zifferblatt heftend, die Pulsschläge seines ewigen Patienten mit dem Secundenlaufe des Uhrzeigers zu vergleichen.

Es trat eine drei Minuten lange Pause ein, während welcher das ängstlich forschende Auge des bleichen Mannes der unaufhörlichen Todesfurcht an dem starren Blicke seines Arztes hing.

— Nun, Freund? wagte er endlich zu fragen. Nicht wahr, ich habe starkes Fieber?

— Ihr habt jetzt gar kein Fieber, entgegnete Guarinonius, das Nürnberger Ei in den Wammstaschenabgrund versenkend.

Das Gesicht des Kanzlers verklärte sich, aber

nur auf einen Augenblick, dann sagte er von Neuem ängstlich:

— Aber ich leide wieder an Kopfschmerz . . .

— Den Schmerz kenne ich nicht, betheuerte der Arzt.

— Wohl Euch, mein treuer, würdiger Aesculap . . . ich aber leide wieder seit mehreren Stunden daran . . .

— An der linken oder rechten Schläfe?

— An der rechten!

— Gut, sagte der große Heilkünstler und zog aus seiner weiten Wammstasche ein Fläschchen mit einer dunkelblauen Tinctur hervor, die er unter das linke Nasenloch seines Kranken hielt. Riecht daran... Euer Kopfschmerz wird augenblicklich verschwinden.

Der Kanzler roch daran und rief eine Minute später:

— Beim ewigen Gott, er ist verschwunden!

— Ich wußte das, sagte der Arzt. Ihr seid fieberfrei, aber etwas aufgeregt. Sagt, Herr Kanzler, was beunruhigt Euch?

— Eine Hiobspost, die ich heute Abend von einem meiner treuesten Zuträger erhielt...

— Vor dem Arzte kein Geheimniß... erzählt!

— Das wunderthätige Muttergottesbild in der

Sanct-Matthiaskirche hat heute beim Vesperläuten schon zum dritten Male seit acht Tagen die Augen verdreht und eine blutige Thräne geweint; dieß ist ein böses Vorzeichen, wie Ihr wißt.

— Allerdings! Allerdings! Wer aber sagt Euch, ob dieß gerade für Euch eine schlimme Vorbedeutung hat?

— Mir sagt's die Stimme meines Herzens...

— Sie trügt bisweilen. Beruhigt Euch . . . ich finde Euch jetzt eben so wohl, als heute Morgen, nur, wie gesagt, ein wenig aufgeregt....

— Wollt Ihr mir eine Kleinigkeit verordnen?

— Ja! erwiderte der Arzt mit herzloser Ruhe.

— Ich werde Euch sehr dankbar sein. Dort auf dem Tische findet Ihr Alles, Meister Guarinon!

Der Doctor setzte sich und schrieb.

— Und soll das, was Ihr mir zu verordnen so gütig seid, sogleich gemacht werden?

— Sogleich! erwiderte der Arzt, aufstehend und ihm das Recept hinreichend.

Der Kanzler las die lakonische Verordnung:

Geht schlafen und ängstigt Euch nicht!

Dr. C. G.

— Ihr seid doch immer voller Scherze, sagte

der Kanzler und zwang sein bleiches Gesicht zu einem süßsauern Lächeln.

— Und Ihr seid unnütz ewig besorgt. Geht bald zu Bette, Herr Kanzler.

— Ach, Meister Guarinon, ich erwarte jeden Augenblick noch einen hochwichtigen Besuch, der sich vor drei Stunden bei mir anmelden ließ.

— Jetzt um Mitternacht? Hat die Geschichte so große Eile?

— Ach leider ja! Ich erwarte den Beichtvater des Kaisers. Die Staatssorgen bringen mich in's Grab . . .

— Ich rathe Euch Schonung an, Herr!

— Dieß Wort fehlt im Wörterbuch meiner heiligen Amtspflichten . . .

— Auch Eure Gegner sagen dieß.

— Ihr werdet spitz, mein gelehrter Freund!

— Als Arzt warne ich Euch nur! Thut übrigens, was thun zu müssen Eure Staatsweisheit für nöthig hält. Morgen früh besuche ich Euch.

— Geht mit Jesus Christus und allen Heiligen. Der Segen des Heilands umlagere Euch.

— Euch gleichfalls, sagte Guarinonius und ging.

Beim Heruntersteigen der ärmlich erleuchteten Treppe sprach er zu sich selbst:

— Der Herr Vicekanzler ist ein Narr! Seine übertriebene Aengstlichkeit, seine unbesiegbare Todesfurcht reißen mich hundertmal im Jahre aus den Armen süßen Schlafes. Und worin besteht die große Dankbarkeit, die er beständig im Munde führt. Fünfzig lumpige Ducaten für's ganze Jahr!

Die taube Haushälterin öffnete das Thor. Guarinon kehrte nach seiner Wohnung heim.

— Diese Aerzte, sagte der Kanzler, als er wieder mit sich allein war, sind ausgemachte Dummköpfe. Alle zusammen können die Uhr unseres ablaufenden Lebens auch nicht um Eine Stunde verlängern. Und doch brauchen wir sie!

Dann setzte er sich wieder an seinen Arbeitstisch und nahm seinen Liebling, den Slawen Anacreon, zur Hand. — Erklärt uns die Widersprüche der menschlichen Natur, daß ein Mann, der sich rühmte, in seinem ganzen Leben außer seinem Weibe, das er niemals sehr geliebt, kein weibliches Wesen berührt zu haben, daß dieser eisstarre Weiberfeind, der in der Regel nichts als Wasser und nur bei höchst seltenen Veranlassungen etwas Anderes trank, für den fröhlichen Sänger der Liebe und des Weins erglühte und für dessen Oden schwärmte.

Der Kanzler las heute Nacht vielleicht zum

tausendsten Male die beiden letzten Strophen der vierten Ode:

Bekränzt mein Haupt mit Rosen
Und ruft die holde Maid;
Will trinken, singen, kosen,
Bis mir's der Tod verbeut.
So lang' ich athme, lebe,
Sei dieß mein Lebenslauf,
Und alle Sorgen hebe
Ich für den Orcus auf.

Dann kehrte er ein Paar Blätter um und vertiefte sich in die neunzehnte Ode, die ihm vor Allen am meisten gefiel. In's Deutsche übersetzt lautet sie:

Es trinkt die Erde, trinkt der Baum,
Das Meer trinkt Stromesfluthen,
Die Sonne trinkt des Meeres Schaum,
Der Mond der Sonne Gluthen.
Wenn Mutter Erde, Wald und Meer,
Wenn Mond und Sonne trinken,
Ihr Freunde sagt, was wollt Ihr mehr?
Warum soll ich nicht trinken?

— Welche hohe, erhabene und herrliche Poesie! rief hoch begeistert der Mann der verknöcherten Prosa und nippte an einem auf seinem Arbeitstische stehenden Glase abgestandenen Wassers.

Bald darauf erschien der zweite Besuch.

Der Beichtvater des Kaisers, der ehrwürdige

Pater Adrian von Baren war ein dicker Herr mit einem winzigkleinen Kopfe und einem unförmlich aufgeschwollenen Bauche, dem es anzusehen war, welche harte Arbeit er dem schwachen Piedestal auferlegte, diese Fleischmasse zu tragen und sicher fortzubewegen. Der kahle Kopf saß so tief in den Schultern, daß vom Halse nicht viel zu bemerken war.

— Friede mit Euch, mein erhabener Freund! sagte der Priester, so tief, als es die Fülle seines Körpers gestatten wollte, vor dem Kanzler sich verneigend.

— Ich habe Euch mit Sehnsucht erwartet. Nehmt Platz, mein frommer ehrwürdiger Pater, sagte Curtius auf einen Lehnsessel zeigend, der Jenem, auf welchem er sich selber niederließ, gegenüber stand. Was bringt Ihr Neues aus Rom?

— Einen ehrfurchtsvollen Gruß vom General unseres Ordens Claudio Aquaviva, Herzoge von Atri.

— Er hat Euch geschrieben? fragte der Kanzler.

— Und mich huldreichst beauftragt, Euch in seinem Namen dieß zu überreichen, sagte der Beichtvater, aus dem weiten Aermel seiner schwarzen Kutte eine kleine Kapsel von rothem Leder hervorziehend und sie in die Hand des Kanzlers legend.

— Ei, das ist? fragte Curtius, der voll Neugier sie öffnete.

— Eine von dem heiligen Vater Clemens VIII. eigenhändig und ausschließlich für Euch geweihte güldene Rose, begleitet von dem Wunsche, daß sie Euch in Euren alten, schwachen Tagen Heil und Segen bringe . . .

— Amen, fügte der Kanzler hinzu, indem er das päbstliche Geschenk voll heißen, inbrünstigen Dankes an seine blutlosen Lippen preßte und es alsdann auf seinen Arbeitstisch niederlegte. — Pfui, pfui, Žižka, rief er seinem fuchsrothen einäugigen Kater zu, der in demselben Augenblick vom Tisch auf den Fußboden herabgesprungen war, um mit auffallender Abneigung den Saum der Kutte des Priesters zu beschnuppern, geh, geh, sei nicht zudringlich.

— Gönnt ihm diese unschuldige Freude, sagte der Beichtvater und fuhr dann fort: Seine Heiligkeit, dem das Wohl und Gedeihen unseres erhabenen Ordens ganz besonders am Herzen liegt und unser hochwürdigster General, der für die immer größere Ausbreitung der Gesellschaft Jesu rastlos bemüht ist, haben mit tiefem Schmerze vernommen, wie einer der Diener unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn, der Obersthofmeister von Böhmen, Georg Popel von

Lobkowic sich erkühnt hat, auf dem erst unlängst auseinander gegangenen Reichstage zu Regensburg mit harten Anklagen und ungerechten Verdächtigungen gegen die Väter der Gesellschaft Jesu aufzutreten und unter andern schmählich erfundenen Missethaten und Schändlichkeiten auch die Ermordung König Heinrichs III. von Frankreich unserem Orden aufzubürden, nicht bedenkend, daß Jacques Clement nicht Jesuit sondern, wie jedes Kind weiß oder von Rechtswegen doch wohl wissen sollte, Dominikaner gewesen war.

— Willst du gleich hinunter, Elende! rief der Kanzler einer seiner Katzen zu, die vom Fußboden auf den Tisch gesprungen war, um die Kapsel mit der goldenen Rose zu beschnüffeln. Verzeiht, daß ich Euch unterbrochen, aber diese Katzen sind, wie Ihr seht . . .

— Ein klein wenig zudringlich, ergänzte der Beichtvater und fuhr dann fort: Jene schamlosen Verläumdungen, ausgegangen von dem Obersthofmeister und seinem weitverzweigten Anhange, haben den heiligen Vater, den ehemaligen Freund und Gönner jenes Heuchlers, und den General unseres Ordens bewogen, Euch die dringende Bitte an's Herz zu legen, in Eurem gottgefälligen Eifer für den Flor unseres Ordens nicht zu erkalten und Euere warme

Theilnahme für das Fortbestehen desselben dadurch zu bethätigen — zerreiße meine Kutte nicht, guter Žižka, interpellirte er den Kater — Euern Eifer, sage ich, dadurch zu bethätigen, sothanen Obersthofmeister als einen unserer gefährlichsten Feinde so rasch als möglich verhaften und bei Gelegenheit! — vor Gericht stellen zu lassen als Aufwiegler gegen die heiligen Satzungen der Kirche und ihn gleichzeitig des Crimen laesae Majestatis, des mit dem Tode zu bestrafenden Hoch- und Staatsverrathes, anzuklagen . . .

— Aber die Gründe dazu, die Beweise dafür . . . unterbrach ihn der Eifer des Kanzlers.

— Haben sich in authentischen Papieren vorgefunden, die aus dem Nachlasse des vor drei Jahren in München aus bedauernswürdigem Mißverständniß hingerichteten Ritters Marco Bragadino leider erst unlängst in die Hände unseres erlauchten Ordensgenerals gelangt . . .

— Und wo sind diese wichtigen Papiere?

— Ich bin beauftragt, sie hiermit in Euere Hände zu legen, sagte der Jesuit, und zog aus seiner Kutte einen Bund Papiere hervor . . .

— Gebt sie, gebt sie mir, frommer Vater, sagte

Curtius, sie mit Ungeduld aus dessen Händen reißend. Durch diese Papiere also, sagt Ihr . . .

— Ist jetzt sonnenklar erwiesen, daß sothaner Georg Popel von Lobkowic im Einverständnisse mit seinem ältern Bruder Ladislaus, dem königlichen Kammerpräsidenten und obersten Landrichter von Böhmen, wie mit mehreren mißvergnügten Großen, welche böhmische Brüder sind, schon seit Jahren im Geheimen darauf hinarbeiten (er gab dem zudringlichen Žižka, der nicht müde geworden war, an seiner Kutte zu zerren, einen heimlich wüthenden Tritt mit dem Fuße) unsern allergnädigsten Kaiser und Herrn beim ersten besten Anlaß zu stürzen . . .

— Zu stürzen? wiederholte der freudetrunkene Kanzler.

— Und dessen ältesten Bruder, den Erzherzog Matthias . . .

— Sprecht, frommer Vater, sprecht!

— Auf Oesterreichs, Ungarns und Böhmens Thron zu setzen.

— Unerhört, unerhört! schrie der Kanzler, dessen Gesicht sich vor Freude verklärte. Beide Brüder müßen schleunigst verhaftet werden!

— So denkt auch unser erhabenes Oberhaupt!

— Doch ist dieß nicht so leicht, als Ihr glaubt.

Der Kaiser wird, wie ich ihn kenne, nur äußerst schwer zu bewegen sein, den Anklageact und Verhaftsbefehl seines Lieblings, dem er bis jetzt noch immer volles Vertrauen geschenkt, zu unterzeichnen. Und dennoch muß er fallen!

— Gebietet über mich und meinen Einfluß!

— Ihr, frommer Vater, müßt Ohr und Herz des Kaisers bearbeiten und ihn durch alle Mittel, mittelst welchen Ihr sein Gewissen zu rühren versteht, bewegen, sich dem Verhaftsbefehle und der Einleitung des Hochverraths-Processes, die ich ihm vorlegen werde, nicht zu widersetzen . . . .

— Rechnet auf meine ganze Beredtsamkeit . . .

— Dann ist unser Spiel gewonnen und . . .

— Popel Lobkowic für alle Zeiten verloren!

— Amen! frommer Vater, sagte der Kanzler, dem Beichtvater zärtlich die Hand drückend. Morgen trage ich die Sache dem Kaiser vor . . .

— Uebermorgen unterstütze ich sie und . . .

— Triumph, Triumph, die gute Sache siegt.

Die Uhr schlug eben Zwölf. Die mitternächtliche Audienz war zu Ende. Der Beichtvater kehrte nach der Hofburg zurück. Der Kanzler begab sich, nachdem er noch einmal die päbstliche Rose geküßt und sie dann in ein geheimes Fach seines Arbeits-

tisches eingeschlossen hatte, in der einen Hand das Licht, in der andern Anacreon und die gegen seinen Feind zeugenden Papiere, begleitet von seinen Katzen, zur Ruhe.

Fünftes Capitel.

Die Warnungs-Deputation.

Es war am folgenden Morgen.

Der anbrechende Tag hatte die dichten Nebel der langen Winternacht erst theilweise bezwungen, als die Gevattern Matthias und Wenzel sich verabredetermaßen in ihrer Sonntagskleidung einfanden in der Wohnung des Baders Procop, um den Traumkünder abzuholen und sich mit ihm in die Behausung des Obristhofmeisters zu begeben.

Dieser war seit einer Stunde wach. Seine rastlose Thätigkeit für das Wohl des Staates und der drei Städte Prag hatte ihn frühzeitiger als jeden andern Diener der Krone aus dem Schlafe an die Arbeit getrieben.

Georg Popel von Lobkowic, Herr auf Hassenstein, Libochovic, Lickau, Kommotau, Rothenhaus,

Eydlitz und Graupen gehörte einem der edelsten Adelsgeschlechter Böhmens an. Seine Familie hatte sich in zwei Hauptlinien getheilt, von denen die Eine ihren Namen vom Schlosse Hassenstein, unweit Cadan in Böhmen, die andere ihren Ursprung von Nikolaus Popel von Lobkowic herleitete.

Georg Popel, der zweite Sohn Ladislavs und der eben so schönen als frommen Benigna Catharina von Krajiř war erst Oberst-Stallmeister gewesen, bevor er zu dem hohen Amte emporstieg, das er seit dem am 31. August 1592 erfolgten Tode seines Vorgängers Wilhelm von Rosenberg bekleidete. Im ganzen Böhmerlande galt er für einen der strengrechtlichsten Räthe des Kaisers, für einen Mann, bei dem selbst der Aermste und Niedrigste, der sich in seinem Rechte gekränkt fühlte, Zutritt und Abhilfe seiner Beschwerde fand. Und darum war er in allen Schichten des Volkes gleich beliebt und angesehen. Er wußte nicht, was Stolz hieß, und war herablassend gegen Jeden, der sich ihm näherte. Der letzte Bürger Prags wußte es eben so gut als der erste Diener des Staates, daß es in ganz Böhmen keinen abgesagtern Feind der Lüge und Heuchelei gab, als den Obristhofmeister und Geheimenrath Georg Popel von Lobkowic.

Witwer seit einer Reihe von Jahren beschäftigte ihn, außer den Pflichten seines Amtes, nichts so eifrig als die Sorgfalt für die geistige Ausbildung seiner einzigen Tochter Eva, die nach dem Zeugnisse Aller, welche so glücklich waren, sie zu kennen, eben so gut als schön, eben so klug als bescheiden und anspruchslos war. Kein Wunder also, daß sie der Augapfel, das Herzblatt, das größte Kleinod ihres Vaters war, der an ihr mit wahrhaft abgöttischer Liebe hing, die sie ihm durch kindlich-fromme Verehrung und Ergebenheit in so reichem Maße vergalt, daß es in ganz Prag keine glücklichere Tochter und keinen beneidenswerthern Vater gab. Eva war das Paradies seiner Seele.

Seit einer Stunde arbeitete der Obristhofmeister bei dem Lichte der Kerzen, die er auslöschte, als die röthlichen Strahlen der aufgegangenen Sonne durch die hohen Fenster seines Arbeits- und Empfangszimmers eindrangen.

Bald darauf wurden drei Männer aus dem Volke angemeldet.

— Laß sie eintreten, sagte er zum Diener, welcher seit Jahren gewohnt war, Keinen, der seinen Herrn zu sprechen begehrte, abzuweisen, mochte es

früh oder spät sein, aus Furcht, sich dadurch einen Verweis seines Gebieters zuzuziehen.

Als die Angemeldeten an der Schwelle des Eingangs erschienen waren, erkannte der Obristhofmeister seinen Schneider.

— Was führt Dich heute schon so früh zu mir, Meister Matthias? fragte der Geheimrath.

— Gestrenger Herr Obersthofmeister, stotterte der Schneider, sich zehnmal verneigend.

— Tritt näher, alter Freund, und sage mir dreist und unumwunden, womit ich Dir und Deinen beiden Begleitern dienen kann.

— Gnädigster Herr, stammelte Matthias, noch immer sehr verlegen, wir Alle Drei kommen, um Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß unterthänigst zu warnen . . .

— Mich zu warnen, Alter, und wofür?

— Jetzt sprecht Ihr, Meister Procop, sagte er zum Bader, der sich wie der Schuster fortwährend verbeugte.

— Ew. Gnaden, begann der Bader, meine beiden Nachbarn haben mich zum Sprecher erwählt, um Euch, gnädigster Herr, eine höchstwichtige Mittheilung zu machen . . . .

— Macht also keine Umschweife und erzählt!

— Es handelt sich um einen Traum . . .

— Um einen kitzlichen, ganz curiosen Traum! ergänzte Wenzel, der endlich auch ein Herz gefaßt hatte.

— Wenn Ihr reden wollt, sagte der Bader, dem Schuster einen zornigen Blick zuwerfend, dann schweige ich.

— Nein nein, Gevatter, redet Ihr, bat Wenzel, der sein Unrecht, ihn unterbrochen zu haben, schnell begriff.

— Es handelt sich, wie gesagt, um einen Traum, den ich in vorvoriger Nacht geträumt, um einen Traum, der nicht uns, sondern den gestrengen Herrn Obersthofmeister betrifft.

— Nun gut, erzähle mir Deinen Traum; aber fasse Dich kurz, guter Freund, denn meine Zeit ist sehr gemessen . . . ich habe heute viel zu thun.

— Wenn ich nur erst wüßte, wie und wo ich anfangen sollte.

— Fangt gleich beim Ende an, rieth der Schneider.

— Wenn Ihr reden wollt, dann höre ich zu, sagte der empfindliche Bader.

— Nein, nein, wir wollen lieber zuhören, bat der Schneider.

— Zur Sache, Meister Procop, zur Sache! drängte Lobkowic.

— Nun wohlan, sprach der Bader, ich werde von hinten anfangen, mit der Thür so zu sagen in's Haus fallen und Ew. Gnaden in tiefster Unterthänigkeit den guten Rath ertheilen, so bald als möglich zu entfliehen.

— Ich entfliehen? Und warum, Meister Procop?

— Weil Euch, gnädigster Herr, Gefahr droht . . .

— Ja, große Gefahr, fügten Schneider und Schuster hinzu.

— Unterbrecht mich nicht, sage ich Euch.

— Mir soll Gefahr drohen, sagtet Ihr. Und darf ich wissen, von welcher Seite her.

— Von Seiten des Herrn Vicekanzlers Curtius!

— Was sagtet Ihr da? fragte der Obersthofmeister etwas betroffen.

— Die Wahrheit! betheuerten alle Drei zugleich.

— Sprecht, Meister Procop, Ihr erregt meine Neugier.

Der Bader erzählte nun so kurz, als es seine Vorliebe, sich sprechen zu hören, ihm erlaubte, den unserm Leser bereits bekannten Traum, fast ganz so ausgeschmückt, wie am gestrigen Abende, ohne

irgend etwas zu vergessen, was ihm nothwendig erschien, seinen Traume Wahrscheinlichkeit zu verschaffen.

Der Obersthofmeister, welcher der Erzählung Procops mit wachsender Theilnahme gefolgt war, fragte, als dieser endlich damit zu Ende war:

— Das Alles habt Ihr wirklich geträumt?

— Ich kann es beschwören! bekräftigte der Schuster.

— Ich auch, ich auch! betheu erte der Schneider.

— Und Ihr rathet mir?

— Zur Flucht! erwiderten alle Drei zugleich.

— Ich danke Euch, meine treuen Freunde, für Euern gutgemeinten Rath, sagte der Obersthofmeister mit herzgewinnender Herablassung seine Hand auf die Schulter des mit sich vollkommen zufriedenen Sprechers legend; doch gestehe ich Euch, daß ich weit davon entfernt bin, ihn zu befolgen. Ich will Euch auch sagen, warum. So urplötzlich die Flucht ergreifen, hieße meinen Feinden, die mich stürzen und verderben wollen, ihr höllisches Spiel erleichtern, und ihnen freien Spielraum lassen, mich hinter meinem Rücken anzuklagen und bei meinem kaiserlichen Herrn und Gebieter, dem ich immer treu gedient, desto wirksamer zu verdächtigen. Ich habe ein reines Gewissen, bin mir keines bösen Anschlages gegen Kaiser

Rudolph bewußt und kann daher der mir drohenden Gefahr guten Muths in's Auge sehen und dem hinterlistig angelegten Plane meiner Gegner ritterlich die Stirne bieten und, wenn's Noth thun sollte, mich gegen ihre falschen Anklagen mit allen Waffen der Wahrheit und meines guten Rechtes vertheidigen. Ueberdieß kann und will ich noch immer nicht recht daran glauben. Träume sind ja nur Schäume und nicht jeder dieser Träume, die uns im Schlafe geäfft und geängstigt haben, geht, wenn wir erwacht sind, in Erfüllung. Ich danke Euch nochmals für Eure treue Gesinnung und Euere ehrliche Warnung und verspreche Euch, um Euch meinetwegen vollkommen zu beruhigen, daß ich, von diesem Augenblicke angefangen, auf meiner Hut sein und mit verzehnfachter Vorsicht Alles vermeiden will, um meinen im Finstern schleichenden, das Licht scheuenden Feinden, die mir wohl bekannt sind, keine Waffe gegen mich in die Hand zu geben, damit ihr elendes Vorhaben an dem unerschütterlichen Fels meines Gerechtigkeitssinnes, der für meinen Kaiser wie für sein gutes, braves, ehrliches Volk stets nur das Beste im Auge hat, zerschellen und zu Grunde gehen soll. Noch, Freunde, lebt der alte, große, ewiggerechte Gott, der mit väterlicher Huld und Güte über dem Haupte

jedes Unschuldigen wacht, gleichviel ob dieser Bettler oder Fürst ist. Geht nun mit Gott, meine lieben Bürger von Prag, und gehabt Euch wohl, schloß Popel von Lobkowic, Jedem von ihnen herzlich-bieder die Hand drückend.

Die Warnungs-Deputation war auf's Tiefste gerührt. Man sieht, daß damals, wie noch jetzt und gewiß auch zu allen Zeiten, der herablassende Händedruck, womit ein sogenannter Großer die Kleinen aus dem Volke beglückt, von magischer Wirkung war, ist und es immer sein wird, und daß ein solcher Händedruck ihn oft zehnmal populärer macht als eine große, edle That. Das Volk ist zu allen Zeiten genügsam und fühlt sich für seine uneigennützige Liebe fast immer befriedigt, wenn man sie ihm durch ein Wort gütiger Anerkennung belohnt.

Die drei Männer, die ihre Mission erfüllt hatten, entfernten sich mit namenloser Befriedigung und begaben sich von hier geraden Weges in die Schenke zur goldenen Kugel, um dort nach vollbrachtem guten Werke, eine kleine Herz- und Magen-Stärkung, einen frugalen Morgen-Imbiß, einzunehmen.

Georg Popel von Lobkowic aber warf, als er allein war, nicht ohne Absicht einen Blick auf seiner Ahnen Wappen, das über dem Eingange seines

Arbeitzimmers prangte, umgeben von dem Sinnspruche seines uralten Geschlechtes:

Popel jsem, popel budu! (Asche bin ich, Asche werde ich.)

Sechstes Capitel.

Popel jsem, popel budu.

Vier Tage waren seitdem ruhig vorübergegangen.

Am Abende des fünften Tages saß der Oberst-hofmeister, ausruhend von der Last seiner Amtsgeschäfte, ruhig und sorgenlos in einem der großen Säle, in welchem seine in allen Fächern des Wissens und vorzugsweise in der böhmischen Geschichte und Litteratur reich ausgestattete Bibliothek aufgestellt war. Ueber den Bücherschränken von braunem, mit goldenen Arabesken verzierten Eichenholz hing die bunte Reihe seiner erlauchten Ahnen, gemalt von größtentheils böhmischen Künstlern, unter welchen Matthias Hutsky, Hofmaler des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, und Daniel Alexius von Kwětna, der Restaurator der Sanct-Wenzelscapelle zu Prag, die bekanntesten waren.

Bei Tage ward dieser imposante Büchersaal durch vier hohe, mit prachtvollen Glasmalereien geschmückte Bogenfenster, Abends aber, wo der Oberst-hofmeister am häufigsten und liebsten im Kreise seiner ‚treuesten Freunde' (so hieß er seine Bücher) zu verweilen pflegte, durch drei große, mit zwölf Wachs-kerzen versehene Crystall-Kronenleuchter, die vom ge-täfelten Plafond herabhingen, dergestalt erhellt, daß man selbst im entferntesten Winkel der Bibliothek so bequem zu lesen vermochte, wie bei hellem Ta-geslicht.

Inmitten der Wand, die der hohen, mit grünem Damast überhangenen Eingangsthür gegenüber lag, erhob sich zwischen zwei Bücherschränken eine groß-mächtige Uhr, ein unbezahlbares Meisterwerk mön-chischen Kunstfleißes, eine Uhr, die nicht bloß die Secunden, Minuten und Stunden des Tages und die Tage der Woche, sondern auch die vier Mondes-phasen, den Anfang der vier Jahreszeiten, jede ein-tretende Sonnen- und Mondes-Finsterniß anzeigte. — Im Innern des gewaltigen Gehäuses von blanker Schildkrötenschaale befand sich ein dem profanen Auge unsichtbares Glockenspiel, an das sich eine uralte, etwas unheimliche Sage knüpfte, die, unter Andern, auch der bekannte Jesuit und Geschichtsschreiber

Bohuslaw Balbinus erzählt. Dieses Glockenspiel soll wie durch geheimnißvollen Zauber nur in solchen Augenblicken erklingen, wenn einem Mitgliede des Hauses Popel-Lobkowic Gefahr oder Tod drohe. In solch' verhängnißvollen Momenten sollte sich, wie die Sage erzählt, jenes Glockenspiel, das sonst immer schweige, als Stimme der Warnung vernehmen lassen. Dieses geisterhafte Kunstwerk war eine Reliquie, die seit länger als hundert Jahren sich in dieser Familie von Vater auf Sohn fortgeerbt hatte.

Zu beiden Seiten der Uhr, die nur Einmal im Jahre aufgezogen ward, standen zwei große, bequeme, mit grünem Utrechter Sammet überzogene Lehnstühle.

Auf einem dieser beiden Ruhesessel saß der Herr des Hauses, eine hohe, schlanke, mächtig imponirende Gestalt in einem schwarzen Sammetkleide, und auf seine Kniee stützte sich, leicht und anmuthsvoll, der Arm seiner auf dem grünen Teppich ihm malerisch zu Füßen ruhenden Tochter.

Eva zählte kaum zwanzig Frühlinge. Sie war eine der holdesten Blüthen im üppig-schönen Kranze der Prager Frauenwelt. Die Fülle ihres blonden, leise in's Röthliche hinüberspielenden Haares umrahmte ein vom Heiligenscheine der Unschuld verklärtes Gesicht, dessen blendendweiße Hautfarbe durch die

lachende Himmelsbläue ihres krystallhellen durchsichtigen Augenpaars und durch die Purpurfrische ihres kleinen Rosenmundes, in welchem jeder Zahn eine makellose Perle zeigte, erhöht und zauberhaft-süß belebt ward. Der lange schwanengleiche Hals schien wie aus Alabaster geformt, der unter dem schönheitsberauschten Griffel eines neuen Phidias die Weiche und Geschmeidigkeit des Sammets angenommen hatte. Um die blendende Weiße dieses Sammets zog sich ein schwarzes-Seidenband, an dem ein kleines, goldenes mit Perlen besetztes Medaillon befestigt war, in welchem sie Tag und Nacht das heißgeliebte Bild ihrer verstorbenen Mutter trug, deren höchster Stolz, deren reinste Freude, deren Abgott sie gewesen. Der Arm, mit welchem sie sich auf das Knie ihres Vaters gestützt, erschien nicht minder schön als ihre Hand, deren Bau, wie jener ihrer Finger, das sicherste Merkmal ihrer hoch-aristokratischen Herkunft war. Eva's ganze Erscheinung, in den blendenden Nimbus seelischer Reinheit, in die berauschende Atmosphäre engelfrommer Jungfräulichkeit gehüllt, strahlte einen unnennbaren Zauber aus.

Wer kann es dem Vater einer solchen Tochter verargen, daß sie Anfang und Ende all' seiner Hoff-

nungen, Gipfelpunct seiner Liebe und Gegenstand seiner zärtlichsten Sorgfalt war?

Mit derselben Vorliebe, mit welcher die mit ihren Gaben oft so wunderbar verschwenderische Natur diesen Engel an Schönheit und Liebreiz ausgestattet, hatte der in ihrem Besitze überschwänglich-glückliche Vater die geistigen Anlagen seiner einzigen Tochter zu entwickeln und immer mehr und mehr auszubilden sich angelegen sein lassen, und so war denn Eva unter der liebevollen Aufsicht ihres Vaters allmälig zu einem weiblichen Wesen so vollkommener Art herangereift, daß sie jetzt eben so geistreich als schön, eben so unschuldig als gut in sich Alles vereinte, was das schwächliche, gebrechliche Weib zur Höhe einer fast überirdischen Erscheinung, zur Stufe einer antiken Halbgottheit erhebt.

Vater und Tochter pflegten sich in einsamen und doch traulichen Abendstunden von der glorreichen Vergangenheit ihres großen, schönen, inniggeliebten Vaterlandes zu unterhalten und sich oft in Vergleichung der großen Helden Böhmens mit jenen anderer Nationen zu vertiefen. Eva's Lieblingsschriftsteller war der Grieche Plutarch, dessen unvergleichliche Lebensbeschreibungen sie in der Ursprache eben so geläufig als den Römer Tacitus und Dalemils

Chronik von Böhmen*) las. Sie hatte aber nicht nur Geschichte, sondern auch Poesie getrieben und sie fühlte sich eben so heimisch in Homers „Odyssee,“ als in Virgils „Aeneide.“ Außer ihrer Muttersprache, für die sie eben so leidenschaftlich als für die

---

*) Dalemils „Reimchronik“ ist eine der ältesten und zugleich interessantesten Quellen der böhmischen Geschichte. Ueber hundertfünfzig Jahre war diese böhmische Chronik dergestalt verboten, daß ein gedrucktes Exemplar derselben zu den größten Seltenheiten gehörte. Von zwei Auflagen war die erste durch ein Mißverständniß nach der Schlacht am weißen Berge (1620) bis auf sieben Exemplare vertilgt worden. Die zweite Auflage wurde von Faustin Prochaska unter dem Schutze der freieren Presse zu Kaiser Josephs II. Zeiten veranstaltet, doch muß diese Auflage nur sehr schwach gewesen oder von Leuten, denen an der Verdrängung dieser kräftigen Chronik gelegen war, aufgekauft worden sein, denn heutzutage ist davon wenig mehr zu sehen. Zwei neue Auflagen derselben hat der berühmte Slawist Wenzel Hanka veranstaltet. — Dalemil, Verfasser dieser Chronik, abstammend aus dem Geschlechte der Ritter von Lomnic, war ein Zeitgenosse der letzten Premysliden, der noch zu Anfang der Regierung Johannes von Luxemburg gelebt. Auch Dalemils Name findet sich in keinem unserer vielen biographischen Wörterbücher und schon aus diesem Grunde schien uns diese Anmerkung hier am rechten Platze.

Erinnerung an ihre Mutter selbst zu schwärmen gewohnt war, und außer Griechisch und Latein, war sie auch im Italienischen und Französischen bewandert und liebte es eben so gern, ihren Geist in den Gefilden der romantischen Poesie von Tasso's befreitem Jerusalem, als in dem satirischen Labyrinth von Meister Rabelais „Gargantuve und Pantagruel" ausruhen zu lassen von der Anstrengung ernsterer Studien. Nur das Deutsche liebte sie nicht. Dieß kam davon her, weil sie mit Leib und Seele Slawin, Böhmin vom reinsten Wasser war.

An diesem Abende, an dem wir sie, in Gedanken vertieft, zu den Füßen ihres Vaters finden, erzählte ihr dieser von einigen seiner ruhmgeschmückten Vorfahren und unter diesen auch von Jenem, dessen ehrwürdiges Bild der geheimnißvollen Wanduhr gegenüberhing.

Dort prangte einer der hervorragendsten Koriphäen der älteren Linie seines Hauses: Bohuslaw Lobkowic zu Hassenstein, jener hochgelehrte Böhme, welcher Philolog, Dichter, Rechtsgelehrter und Krieger in Einer Person, zum Bischof von Olmütz erwählt und auserkoren war, Cardinal und später vielleicht sogar Papst zu werden. Der damalige Papst aber, neidisch auf den wachsenden Ruf des großen

Slawen, weigerte sich, dessen Erwählung zum Bisthume zu bestätigen.

— Und was that der große Slawe? fragte Eva, das Bild ihres berühmten Vorfahren voll Ehrfurcht anstaunend.

— Er zog sich tief verletzt über den Undank der Welt, der er immer nur Gutes erwiesen, auf seine Güter zurück, sammelte auf seinem Schlosse bei Kadan eine große herrliche Bibliothek, schrieb Gedichte, die, erst sechszig Jahre nach seinem Tode, Thomas Mitis herausgab und starb als Weiser, der viel über das menschliche Elend nachgedacht und darüber zum Troste Anderer geschrieben hatte, am 11. November 1510 . . .

— Heute also, Vater, wäre sein Todestag?

— Und darum eben, holdes Kind, sagte der Obersthofmeister zärtlich ihre Locken streichelnd, lenkte ich das Gespräch auf ihn hin.

— Du sagtest mir schon früher einmal, guter Vater, daß der Sterbetag Bohuslaws von Hassensteins für unser Haus stets ein Tag des Unglücks sei.

— Wohl sagte ich dieß, doch ängstige Dich darum nicht, liebe Tochter. Für Deinen Vater, Eva, ist jeder Tag, den er für Dich leben darf, ein Tag des reinsten, ungewölkten Glückes.

— Am 11. November starb auch meine gute, fromme Mutter, seufzte Eva, einen thränenfeuchten Blick heftend auf eines der beiden Frauenbilder, die neben der, jedes Unheil, das ihre Familie bedroht, wunderbar voraussagenden Wanduhr angebracht waren.

— Lassen wir die Todten ruhen! bat der Vater, der es zu bereuen schien, das Gespräch auf einen so trauererfüllten unglückbringenden Tag hingeleitet zu haben.

— Glaubst Du, Vater, an ein Wiedersehen? fragte Eva, deren Seele in das unergründliche Meer trauriger Zweifel versank.

— Welche Frage! Ich glaube so fest an die Hoffnung des Wiedersehens, wie an die Gewißheit Deiner Liebe zu mir.

— O dann wünschte ich bald, recht bald zu sterben, um meine liebe, süße Mutter und die Deinige, Vater, die dort oben neben der Meinigen so zärtlich auf mich herniederblickt, im Jenseits wiederzusehen.

— Kind, gottloses Kind! Du versündigst Dich, Du wünschest Dir in der Blüthe Deines Lebens zu sterben, um Deine Mutter wiederzusehen, und vergissest, daß Du dadurch das Herz Deines armen Vaters brichst, der, wärst Du todt, auch nicht mehr leben möchte.

— O, verzeihe, mein Vater, daß ich, ohne es zu wollen, Dich gekränkt habe. In meiner kindischen Selbstsucht dachte ich in jenem Augenblicke nur an mich.

— Und Du wünschtest Dir den Tod?

— Weil ich mir, aufrichtig gesagt, mein Vater, von meiner Zukunft nichts Gutes erwarte.

— Du ängstigst mich, mein armes Kind.

— Höre mich an, mein lieber Vater. Ein banges, dunkles Vorgefühl sagt mir im Wachen und im Träumen, daß die schönen, glücklichen Tage meiner sorglosen Jugend bald vorüber sein werden und daß meiner lange Jahre schweren Mißgeschickes und hoffnungsloser Trauer harren . . .

— Du bist ein abergläubisches Kind, das Niemanden auf der Welt als sich selber quält durch trübe Zweifel und bange Sorgen, die selbst die zärtlichste Liebe Deines Vaters leider nicht verbannen kann. Sprich, süße Selbstquälerin, was beunruhigt Dich? fragte der Obersthofmeister, den Lockenkopf seines Kindes voll Vaterliebe an sein Herz drückend.

— Mich beunruhigt das Benehmen des Kaisers, gestand Eva nach einem kurzen, aber schweren Kampfe, dessen Ueberwindung ihr unbeschreiblich schwer geworden war.

— Das Benehmen des Kaisers? wiederholte

mehr erstaunt als erschreckt der zärtlichste der Väter. Sprich, was willst Du damit sagen?

— Etwas, das ich vielleicht schon zu lange Dir verschwiegen habe, stöhnte Eva, erröthend vor sich selbst die Augen niederschlagend. Der Kaiser, fürchte ich, liebt mich . . .

— Närrisches Kind, was fällt Dir ein! entgegnete der Obersthofmeister, um seine Tochter zu beruhigen. Der ganze Hof, ganz Prag, halb Böhmen wissen, daß unser kaiserlicher Herr und Gebieter für eine leider nur allzusehr bekannte Schönheit seines Hofstaats glüht . . . Brauche ich sie Dir zu nennen?

— Ich weiß, Vater, wen Du meinst, und dennoch, dennoch, herzlieber, guter Vater, kann ich mich nicht der Angst erwehren, daß der Kaiser, trotz dem, daß sein Geist für eine Andere schwärmt, sein Auge — weh mir daß ich's gestehen muß! — auch auf Dein Kind, auf Dein einziges Kind, auf Deine arme, unglückliche und tausendmal beklagenswerthe Eva geworfen hat.

— Und woraus, Kind, folgerst Du dieß?

— Aus Blicken und Worten, die er mir bei dem letzten Hoffeste, das er zu Ehren der persischen Gesandtschaft im Wladislaw'schen Saale veranstaltet, so unverholen kühn zugeworfen hatte, daß ich —

Aermste der Armen — zum ersten Male in meinem Leben unwillkürlich erröthen mußte . . .

— Und warum sagt mir mein Kind das Alles erst heute? fragte der Obersthofmeister, ihr Kinn sanft emporhebend und einen forschenden Blick in den reinen Spiegel ihrer Seele tauchend.

— Ich verschwieg es Dir so lange, weil falsche Scham mich zurückhielt, Dich in das Geheimniß meines ersten Kummers einzuweihen . . .

— Das war nicht recht von Dir! Bin ich nicht Dein Freund, dem Du Alles, selbst das Schlimmste, anvertrauen darfst?

— Und eben, weil ich es nicht gethan, fühle ich mich jetzt doppelt strafbar!

— Was sagte der Kaiser zu Dir?

— „Fräulein Eva wird jeden Tag schöner“ ...

— Ist dieß nicht wahr, mein Kind?

— Weh' mir, wenn es wahr ist! sagte das unschuldvolle Mädchen, leise zusammenschauernd wie eine keusche Lilie, die von dem ersten Kuß eines buhlerischen Nachtfalters angehaucht wird.

— Und was sprach er weiter zu Dir?

— „Heil dem beneidenswerthen Sterblichen, dem vom Himmel das Glück beschieden ist, solch' einen Engel

sein nennen und ihn anbeten zu dürfen mit der ganzen Gluth seiner liebestrunkenen Seele" . . .

— Du hast seine Worte Dir gut gemerkt ...

— Sie haben sich wie glühende Nadeln in's Mark meines Gedächtnisses gebohrt.

— Und Du? Was erwidertest Du darauf?

— Ich schwieg und glaubte vor Scham in die Erde versinken zu müssen. Der Kaiser bemerkte meine grenzenlose Verwirrung. Seine glühende Hand drückte die meinige, die kalt und starr wie die des Todes war. „Auf baldiges Wiedersehen, meine holde Paradiesbewohnerin," sagte er zu mir und verließ mich.

— Gut, daß Du mir Alles gebeichtet hast. Morgen werde ich Dich zu Deiner Tante nach Bilin und von dort nach Doxan in das Kloster der Prämonstratenserinnen bringen, in deren abgeschiedenen Mauern Du ruhiger und besser aufgehoben sein wirst als im Hause Deines armen kurzsichtigen Vaters, der keine Ahnung hatte von dem Abgrunde, an welchem Du standst.

— Vater, willst Du dieß wirklich thun? fragte Eva freudig überrascht.

— Ich verspreche es Dir mit Hand und Mund,

sagte der Obersthofmeister, einen Kuß der Verzeihung auf ihre schamgeröthete Stirn hauchend.

In demselben Augenblicke ertönte im Innern des Uhrgehäuses die warnende Stimme des unglückverkündenden Glockenspiels.

Beide hielten tief erschreckt den Athem an und starrten nach der Uhr.

— Was war das? fragten Beide zugleich, während Eva ängstlich ihre Arme um die Hüften ihres Vaters schlang, sich wie eine Schiffsbrüchige anklammernd an den letzten Rettungsmast, der dem verheerenden Orkane Widerstand zu leisten wagt.

Der Obersthofmeister erhob sich, schloß mit einem vertrauensvollen Blicke zum Lenker aller irdischen Geschicke das zitternde Mädchen in seine nervigen Arme, preßte sie segnend an sein Herz und sprach dann mit der ganzen Zuversicht eines unbefleckten Gewissens:

— Beruhige Dich, meine fromme, unschuldsvolle Taube! Unser Schicksal liegt in Gottes Hand. Gott, der Gerechte, verläßt uns nicht!

In derselben Secunde eilte bestürzt und verwirrt ein alter, eisgrauer Diener herein, die Worte stammelnd:

— Gnädigster Herr, gnädigster Herr . . .

— Was giebt's? fragte gefaßt Lobkowic.

— Draußen im Vorsaale harrt eine Wache...

— Eine Wache? schrie Eva tief erschreckt...

— Die Einlaß begehrt im Namen des Kaisers!

— Dann laßt sie ungesäumt eintreten.

Der Diener entfernte sich rasch.

— Fassung! Fassung! sagte der Vater, sein Kind ermuthigend. Laß uns hören, was sie bringt...

— Was sie bringt? wiederholte Eva mit schneidender Ironie. Sie kommt, um Dich zu holen.

— Die Angst verwirrt die Sinne Dir! Was kann Deinem alten Vater geschehen? Ist er nicht Obersthofmeister von Böhmen? Ist er nicht Liebling des Kaisers?

— Er war es! sagte der Anführer der Leibwache, die, so eben eingetreten, ihre Hellebarden mit absichtlichem Geräusch auf die Schwelle des Eingangs niedergleiten ließ.

Der Hauptmann der Leibgarde überreichte dem gestürzten Lieblinge ein vom Kaiser Rudolph eigenhändig unterzeichnetes Document mit den Worten:

— Im Namen des Kaisers verhafte ich Euch!

— Heilige Jungfrau! schrie Eva und stürzte wie vom Blitze erschlagen, besinnungslos nieder.

— Weh mir! rief der Gefangene, mein Kind, mein armes Kind! Helft mir, rettet sie!

— Dieß ist nicht unsere Sache, sprach der barsche Vollstrecker des kaiserlichen Befehles.

— Hauptmann! flehte der unglückliche Vater, der bemüht war, sein Kind in's Leben zurückzurufen, kennt Ihr kein Mitleid?

— Der Soldat kennt nur seine Pflicht!

— Erbarmt Euch meines Kindes, strenger Freund.

— Ich bin nicht Freund eines Hochverräthers! entgegnete der Hauptmann mit der Miene tiefer Verachtung.

— Das Haus Lobkowic hat keine Verräther! betheuerte der Unschuldige.

— Sagt's Euern Richtern, aber nicht mir. Nun aber fügt Euch dem Befehle Seiner Majestät, sonst brauchen meine Leute Gewalt.

— Wer wagt's, mich von der Seite meines sterbenden Kindes wegzureißen?

— Ich, sagte der Hauptmann, ihn fortziehend.

— Der Himmel verzeihe Euch Eure Lieblosigkeit, sprach der Obersthofmeister, und warf, dem Befehle Folge leistend, noch einen thränenfeuchten Blick auf sein lebloses Kind, das wie eine von frevelnder Hand zerschmetterte Statue, wie eine vom Sturme gebrochene Knospe auf der Erde lag. Nun folge ich Euch im Namen meines Kaisers und Herrn,

dem ich seit achtzehn Jahren mit Leib und Seele treu gedient und den ich selbst jetzt, in der Stunde harter Prüfung, nicht verläugne. Gott segne, Gott erhalte den Kaiser!

Zwei zitternde Diener schritten leuchtend voran. Popel Lobkowic ward durch die lange Reihe seiner Zimmer hinweggeführt.

Als sein Blick, wie vier Tage zuvor, auf das über der Thür seines Arbeitszimmers prangende Familienwappen fiel, erinnerte er sich lebhaft des ganzen Traumes, welchen der Bader Procop ihm verkündet und dem er — das Schicksal wollte es so! — keinen Glauben geschenkt hatte.

— Der böse Traum! stöhnte der Gefangene. So geht er also doch in Erfüllung! Heute ist der 11. November! Eine dunkle Vorahnung sagt mir, daß ich diese Zimmer niemals wiedersehe. Die Stunde meines Unterganges hat geschlagen! Wie jener Traum wird auch meine Devise sich bewahrheiten: Asche bin ich, Asche werde ich!

Siebentes Capitel.

In der Schenke.

Am Abende des folgenden Tages war es in der ‚goldenen Kugel‘ voller als jemals; bei aufgeregten Stimmungen des Volkes sind die Schenken, in denen es sich beim Bierkruge erhitzt, stets überfüllt und daher kommt es, daß fast jeder Bierwirth, wie der Schwätzer Zdenko, ein Anhänger all' jener Zustände ist, die das traurige Gepräge der Unzufriedenheit und des Aufruhrs an sich tragen.

Alle Bänke, alle Tische waren besetzt. Es wimmelte von Leuten aller Stände.

— Bier her! schrie man hier.

— Wein her! schrie man dort.

Einer verlangte Meth, der andere Branntwein. Alle lechzten nach Rache und Flüssigkeit. Aber noch weit größer als die Erbitterung war der Durst. Und dessen freute sich dieser Zdenko.

— Hab ich's nicht immer gesagt, sprach er zu einem Fleischhauer, der mit aufgekrempten Hemdsärmeln sich neben ihm auf den Schenktisch lümmelte, daß es so und nicht anders kommen wird? Wieder ist ein Freund des Volkes und seiner heiligen unan-

tastbaren Freiheiten gestürzt! Und durch wen und durch wen? Durch die nichtsnutzigen Verläumder, die überall Unzufriedenheit aussäen und die Gott dafür verdammen möge!

— Der Obersthofmeister ist also wirklich gestürzt? fragte der Fleischer Iwan, mit großer Gemüthsruhe sein Schnapsglas mit Einem Zuge leerend.

— In den tiefsten Abgrund gestürzt!

— Na, beruhigt Euch nur. Es wird ihm nicht viel geschehen! Ja wenn's Unser Einer wäre! — Gebt mir noch einen kleinen Kümmel! Mit uns armen Bürgern macht man kurzen Proceß. Der aber ist von altem Adel! Der, Gevatter, wird sich schon durchbeißen! — den Inhalt des zweiten Glases hinabstürzend.

— Ich sag' Euch, er ist verloren!

— Dann kann ich ihm freilich nicht helfen! sagte der Fleischer, seine zwei Schnäpse bezahlend, um je eher je lieber die aufrührerische Schenke zu verlassen, weil der Kanzler, der den Obersthofmeister gestürzt, seit vielen Jahren sein Kunde war.

— Diese Fleischerseele hat kein Herz im Leibe, sagte Zdenko, sich unwillig die Ohren kratzend, hauptsächlich darum, weil Meister Iwan an diesem Abende, ganz gegen seine Gewohnheit, nur zwei Schnäpse

vertilgt und aus Furcht vor dem Kanzler das Hasenpanier ergriffen.

Am bewußten Tische saß die Warnungs-Deputation.

— Glaubt Ihr jetzt an meine Träume? fragte Procop, sich aufblasend wie ein Puterhahn.

— Ja, ja, ich glaube d'ran, betheuerte der Schneider, der seit heute Morgen aus Schreck und Angst noch mehr abgefallen war.

— Ich bitt' Euch, Gevatter, sprach der Schuster, träumt nicht mehr, denn Eure Träume bringen nur Unglück.

— Und ist dieß meine Schuld? Kann denn ich dafür, daß der Obersthofmeister, unser hohe Gönner auf Befehl des Kaisers wie ein Verbrecher festgenommen, fortgeschleppt und eingekerkert worden ist?

— Und wo hat man ihn hingebracht? fragte Matthias.

— Das weiß bis jetzt noch Niemand, erklärte Procop. Die Einen sagen, man habe mit ihm kurzen Proceß gemacht und ihn gleich nach seiner Verhaftung im Hofe des Burggrafenamtes ohne Weiteres hinrichten lassen. Andere wollen behaupten, man habe ihn in den schwarzen Thurm gesteckt und ihn dort in die Arme der ‚eisernen Jungfrau' gestürzt.

— Was ist diese Jungfrau? fragte Matthias.

— Heiliger Wenzel! rief der Bader, entrüstet seine rothen Hände über seinen Glatzkopf zusammenschlagend. Man sieht doch gleich, daß Ihr ein Mann der Einwanderung seid, sonst müßtet Ihr wissen, daß die ‚eiserne Jungfrau‘ eine schauerliche Folter- und Hinrichtungs-Maschine ist, die jedes unglückliche Opfer, das sie umarmt, wie ein Schwein, das zu Würsten zerhackt wird, in tausend kleine Stücke zerfleischt, welche mit einer höllischen Vorrichtung wie bei einem Ziehbrunnen in's unterirdische Burgverließ hinabgeschleudert werden.

— Das muß sehr unangenehm sein, bemerkte der Schuster.

— Der Himmel bewahre Jeden von uns vor solchen Umarmungen! setzte der Schneider hinzu, den eine Gänsehaut überlief. Was aber, fuhr er fort, ist aus der Tochter des armen Obersthofmeisters geworden?

— Sie ist aus Schreck' über die Verhaftung ihres Vaters in ein tödtliches Fieber verfallen. Der Kaiser hat, um sie aus den Banden des Todes zu befreien, drei seiner Leibärzte zu ihr geschickt...

— Es muß ihm also doch wohl leid thun, meinte der Schneider.

— Schwachkopf! rief der Bader, wenn es ihm wirklich Leid thäte, so könnte er ja Alles gleich wieder gutmachen, dadurch, daß er Ihren Vater sofort wieder in Freiheit setzen ließe . . .

— Wir glaubten, er sei ja schon hingerichtet, entgegnete Matthias.

— Ja, das sagt man; aber wer weiß denn, ob es wahr ist?

— Andere wollen gehört haben, man habe den Gefangenen aus Furcht vor einem Aufstande, der ihn vielleicht befreien könnte, einstweilen nach irgend einem königlichen Schlosse — nach Pardubic, Pürglitz oder Elbogen — geschleppt, um ihm dort ‚bei Gelegenheit' — wie ein gut unterrichteter Geheimschreiber des Kanzlers ausgeschwatzt haben soll — den Proceß zu machen.

— Und sein Bruder, der oberste Landrichter? fragte der Schneider.

— Dieser hat, zu seinem größten Glücke, noch frühzeitig genug von der Verhaftung, die auch über ihn verhängt war, Wind bekommen und — gescheidt genug — die Flucht ergriffen.

— Na, Gott sei gedankt, daß doch wenigstens Einer gerettet ist, rief der Schuster, dem ein Mühlstein vom Herzen fiel, denn Ladislav Popel von

Lobkowic gehörte (jeder Handwerker ist immer etwas eigennützig) zur Zahl seiner Kunden.

— Die Güter beider Brüder sind confiscirt, fuhr der Bader fort.

— Was heißt das confiscirt? fragte Matthias.

— Da sieht man doch gleich wieder, daß dieser Dummkopf ein Eingewanderter ist, und nicht — wie unser Einer — studirt hat. Confiscirt heißt: gerichtlich mit Beschlag belegt und von Rechtswegen bei Seite geschafft . . .

— Ei, ist denn das auch erlaubt? fragte der Schneider.

— Erlaubt, Mann der Einwanderung, ist Alles, was Keiner verbieten kann.

— Ich verstehe Euch, Gevatter, sagte Wenzel, der nicht so sehr als Matthias auf den Kopf gefallen war.

— Vorläufig, fuhr der Bader fort, hat man der armen kranken im Sterben liegenden Tochter nichts als das Haus ihres Vaters gelassen. Alle ehemaligen Freunde der Familie haben sich von ihr zurückgezogen. Keine Seele bekümmert sich um sie. Man meidet die Tochter eines Hochverräthers . . . .

— Das ist schlecht von den Leuten, commentirte

der Schneider, denn was kann die Tochter für ihres Vaters Schuld . . .

— Die zudem noch gar nicht erwiesen ist. So denke auch ich und jeder rechtliche Bürger von Prag, erklärte der Bader.

— Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, tröstete sich der friedliebende Schneider. Die Unschuld des Obersthofmeisters muß früher oder später an den Tag kommen. Der Kaiser ist ein gerechter Herr, der Niemanden ungehört wird verurtheilen lassen . . .

— Denn Recht muß doch Recht bleiben! meinte der Schuster, der, weniger loyal als der Schneider, im Stillen darüber empört zu sein schien.

— Das gebe Gott! sagte der Bader. Hätte der Obersthofmeister meinen guten Rath befolgt, dann säße er jetzt nicht, Gott weiß wo? gefangen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sagte mein seliger Vater, der, wie meine Wenigkeit, studirt hatte und . . .

— Wurstmacher war, fügte der Schneider hinzu.

— Das erinnert mich, daß ich Hunger habe und etwas essen will. Ein Paar Würste her! rief Procop. Nun laßt uns essen und trinken!

— Gott schütze den Kaiser! rief Matthias.

— Und den Obersthofmeister! setzte der Schuster hinzu.

Und Alle Drei sprachen einstimmig: Amen!

Achtes Capitel.

Eva von Lobkowic auf dem Krankenlager.

Die Tochter des Obersthofmeisters, gleich nach dessen Verhaftung von ihrer ehemaligen Amme und zwei andern Dienerinnen des Hauses zu Bett gebracht, war, wie wir aus dem Munde des von Allem nur oberflächlich unterrichteten Baders Procop bereits erfahren haben, einem hitzigen Fieber erlegen, in dessen ununterbrochenen Delirien sie über sechs Wochen gefangen lag und an dessen Besiegung alle Kunst der drei kaiserlichen Leibärzte, wie die emsigsten Bemühungen und die liebevollste Pflege des Hausarztes ihres Vaters lange zu scheitern schienen.

Jene drei Leibärzte sind uns bekannt. Sie waren mehr oder weniger Charlatans.

Der Vierte, Johannes Jessenius, kaum vierunddreißig Jahre alt, galt trotz seiner Jugend und trotz des häufig so wahren Sprichwortes: ‚Der Prophet

gilt nichts in seinem Vaterlande,' schon damals für einen der gründlich gelehrtesten und wissenschaftlich aufgeklärtesten Aerzte Prags und des ganzen Böhmerlandes. Er hatte nach und nach eine Abhandlung über die Eigenschaft und Zusammensetzung des menschlichen Blutes, ein tiefgedachtes Werk über die Zeugung, ein ‚Speculum urinarum,' in spätern Jahren eine noch heut zu Tage nicht unverdienstliche ‚Geschichte der Anatomie' geschrieben und sich dadurch einen so festen Ruf gegründet, daß er (freilich erst sechsundzwanzig Jahre später, zur Zeit der bekannten Directorialunruhen) zum Rector der Prager Hochschule ernannt ward.

Jessenius kannte, wie nur wenige Heilkünstler jener Tage, das Innere des menschlichen Körpers wie alle Functionen der einzelnen Theile der eben so wunderbar als geheimnißvoll zusammengefügten Lebensmaschine und verstand sich, besser als mancher seiner quacksalbernden Zeitgenossen, auf den Herd und die Erkennung, auf die ‚causa causans' der verschiedenartigen Krankheiten, die, bei strengem Lichte betrachtet, im Grunde genommen sich eigentlich doch nur auf zwei große Sippen beschränken: auf Krankheiten, die nach der rationalistischen Ansicht des Professors Jessenius u n h e i l b a r, und auf solche,

welche ihrer Anlage nach zu heilen sind: An den Erstern stirbt der Mensch, trotz aller künstlichen Versuche seiner Aerzte; von den Zweiten kann er durch geschickte Behandlung allerdings befreit werden. Die Zahl der unheilbaren Krankheiten verhält sich zu jener der heilbaren, wie 3 zu 10, und darum geschieht's wiederum nach Ansicht des böhmischen Aesculaps — daß nicht Jeder stirbt, der durch einen ungeschickten Quacksalber von einer Krankheit geheilt wird, die sich mit der Zeit von selbst heilt.

Doctor Jessenius hatte einen hellsehenden Blick. Seine beiden Vorbilder waren die alten, bis heute noch unübertroffenen Apostel der Heillehre: Hyppokrat und Galen. Der Dritte im Bunde seiner unermüdlichen, dem leiblichen Wohle der kränkelnden Menschheit gewidmeten Nachtwachen war der Niederländer Andre Vesale, der Leibarzt Kaiser Carls V. und König Philipps II. von Spanien, Vesale, der Gründer der neuern Anatomie.

— Ohne gründliche Kenntniß der Zergliederung des menschlichen Körpers, pflegte Meister Jessenius zu sagen, ist jeder sogenannte Heilkünstler ein Diogenes ohne Laterne.

Des Kaisers Aerzte hatten die kranke Eva von Lobkowic ohne Hoffnung aufgegeben und zu

behaupten gewagt, daß nur ein Wunder des Himmels oder die Wirkung irgend eines vom Doctor Guarinonius bis dahin leider noch nicht entdeckten Zauberkräutleins gegen den Tod sie zu retten im Stande sei.

Nur Johannes Jessenius verzweifelte noch nicht. Er liebte Eva, als wäre sie seit der grausamen Einkerkerung ihres Vaters sein eigenes Kind; er liebte sie nicht wegen ihrer noch vor Kurzem in frühlingsfrischer Blüthe prangenden Schönheit, sondern einzig und allein wegen der Reinheit ihrer Seele, wegen der Engelsmilde ihres kindlichen Herzens, wegen der Kraft ihres männlichen Geistes und vor Allem wegen der diese schönen Gaben der Natur niederdrückenden Schwere ihres gerechten Kummers, der auch sein edles Herz zerriß. — Er wachte Nächtelang an ihrem Lager. Er beobachtete mit ängstlicher Vatersorge jeden ihrer wild aufgeregten Pulsschläge, jeden ihrer fieberglühenden Athemzüge, jede leise Zuckung.

— Der Himmel schenke mir das Glück, die Gesundheit dieses kranken Engels herzustellen, flehte er eines Nachts zu Häupten ihres Krankenlagers so leise, daß es keine der Frauen ihrer Umgebung zu hören vermochte, dann will auch ich, wie mein hellleuchtendes Vorbild Vesale, ein frommes Gelübde

thun und, sobald diese Blume genesen ist, eine Wallfahrt zu dem wunderthätigen Vesperbilde der schmerzhaften Mutter Gottes zu Mariaschein, der gebenedeiten Trösterin aller Leiden, der segenspendenden Schließerin aller Wunden des menschlichen Herzens unternehmen und ihr danken dafür, daß sie meinen Geist erleuchtet, meinen Wunsch erhört und diese Sterbende hier zu neuem Leben erweckt hat.

Darauf verordnete er seiner Kranken eine neue Arzenei, die in der Hausapotheke unter seiner Aufsicht sofort zubereitet ward und die er, wenig Minuten später, mit eigener Hand, in den vor Fiebergluth verschmachtenden Mund einträufelte.

Und Doctor Guarinon hatte doch Recht. Diese Sterbende, die, nach seiner für ihn unfehlbaren Ansicht, nur durch ein Wunder des Himmels oder durch die Wirkung eines ihm wenigstens noch gänzlich unbekannten Zaubermittels vom Tode gerettet werden konnte, sie war's, die von diesem Augenblick an durch die Magie inbrünstigen Gebetes, durch die Zaubermacht eines frommen Gelübdes, durch innigheiße Anrufung der schmerzhaften Mutter Gottes, die sein uneigennütziges Flehen zu ihr erhört und durch ein neues Heilmittel, das sie ihm eingegeben zu haben schien, von Stunde zu Stunde mehr und mehr aus den

folternden Träumen eines bis dahin fast ununterbrochenen Deliriums (in welchem man sie stets nur von ihrem Vater und der Todesgefahr, die ihn bedrohe, phantasiren hörte) zu neuem Leben und einzelnen lichten Momenten zu erwachen begann.

Und seitdem war Jessenius namenlos glücklich.

Die Leibärzte des Kaisers aber, die rathlos sie aufgegeben hatten und jetzt, von Tag zu Tage erstauntere Zeugen der sich rascher und immer rascher entwickelnden Fortschritte ihrer wunderbaren Wiedergenesung, über die sie ihrem kaiserlichen Herrn und Gebieter tagtäglich und nachtnächtlich ausführlichen Bericht abzustatten sich gezwungen sahen, diese alten, stolzen Pedanten fingen an, den jungen Nebenbuhler in ihrer Kunst um die glücklichste seiner Curen gründlich zu beneiden.

— Es ist zum Erstaunen, sagte Thaddäus von Hájek, der unter diesen Dreien der Ehrlichste war.

— Es ist zum Bersten! brummte Mayer.

— Es ist zum Tollwerden! wüthete Guarinonius.

Alle Drei aber waren vollkommen einig in dem Einen Puncte:

— Nicht seine Kunst, nur ein Wunder des Himmels hat sie gerettet.

Gönnen wir einem Jeden seine Freude! Beweist

sie doch klar und deutlich, daß unter den Vertretern gelehrter Zünfte wie unter den Pfahlbürgern schachertreibender Gilden der Alles verkleinernde Neid, die elende, selbstsüchtige Mißgunst damals schon eben so wüthend grassirt haben, wie noch heut zu Tage. Die Menschen bleiben, was sie waren: sich und Andere neidisch zerfleischende Raubthiere. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Als drei Wochen nach dem frommen Gelübde des Doctor Jessenius und seit dem Beginn der Wiedergenesung Eva's, Letztere, zum ersten Male völlig fieberfrei, ihre himmelblauen, azurklaren Augen aufschlug, erblickte sie zu den Füßen ihres Lagers ihren glücklichen Arzt, ihren beneidenswerthen Lebensretter.

— Was ist, fragte sie wie aus einem mondenlangen, alpschweren Traume erwachend und sich ihr goldsonniges, wirres und theilweise ausfallendes Haar mit beiden Händen aus den eingefallenen Schläfen streichend, was ist aus meinem Vater geworden?

Der Arzt erlaubte sich, um sie nicht von Neuem zu erschrecken, eine Nothlüge.

— Er lebt, lebt und — ist frei!

— Und wenn er frei, wirklich frei ist, warum eilt er nicht an das Bett seines kranken Mädchens?

Eine Lüge erzeugt stets die Andere.

— Euer Vater, Fräulein befindet sich auf der Flucht.

— Und wenn dieß wirklich so ist, sagte Eva ihren Arzt ungläubig anblickend, warum schreibt er nicht wenigstens an sein Kind, das jetzt mehr als je, seines Rathes, seines Trostes, seines Beistandes bedarf?

Die zweite Lüge machte eine Dritte nothwendig.

— Man wird seine Briefe an Euch aufgefangen und sie wahrscheinlich dem Kaiser ausgeliefert haben.

— O sprecht mir nicht von Ihm! bat Eva, ihr marmorbleiches Antlitz in beide Hände bergend.

—Beruhigt Euch, Fräulein, bat der Arzt. Hütet Euch vor jeder neuen Aufregung. Ihr seid erst seit wenig Tagen dem Tode entronnen.

— Und wozu habt Ihr mich gerettet? fragte sie mit einem Blicke, aus dem sich, seit langer Zeit, wieder die erste Thräne stahl.

— Zur Freude, zum Stolze, zur Rettung Eures Vaters.

— Es droht ihm also doch Gefahr? fragte Eva, sich von Neuem heftig aufrichtend.

— Nein, nein, Fräulein Eva, Fassung, Fassung!

— Fassung, Fassung! das waren auch die Worte

meines armen, unglücklichen Vaters, als seine Schergen kamen, um ihn aus den Armen seines Kindes, seines einzigen Kindes fortzureißen. O mein guter, edler, großer Vater! schluchzte Eva und ließ nun dem hervorbrechenden Strom ihrer lang zurückgehaltenen Thränen freien Lauf.

Der Arzt ließ sie ruhig ausweinen. Denn er kannte den Balsam der Thränen und wußte, daß Gott diese Perlen des Trostes in's menschliche Auge gelegt, um durch sie den starren Kummer der Sterblichen zu erweichen und ihre Schmerzen allmälig zu mildern.

Als sie sich herzlich ausgeweint und ihre Thränen getrocknet hatte, erfaßte sie dankerfüllt die Hand ihres Arztes und sprach mit tief bewegter Stimme:

— Ich danke Euch für die treue Pflege, die Ihr während der langen Zeit meiner Krankheit mir mit so unermüdlicher Sorgfalt habet angedeihen lassen. Selbst im schwersten Todeskampf gereichte es mir zum Troste, zu ahnen, daß Einer an meinem Schmerzenslager gewacht, der mich und mein Herz und die Riesengröße meines Schmerzes kennt. Ja, Freund meines Vaters, ich will mich fassen, mich zu neuem Leben und zu neuem Kampfe wappnen, um Ihn zu retten, Ihn, dem ich Alles, was ich bin,

Alles, was ich weiß, zu danken habe! sagte Eva und drückte einen Kuß kindlich-frommen Dankes auf die Hand ihres biedern Freundes. Nun aber laßt mich wieder schlafen, denn ich fühle mich sehr ermattet . . .

— Der Himmel schenke Euch einen süßen Schlummer und ein ruhiges Erwachen, sagte Jessenius, zog ihre Hand an seine Lippen und ging, beglückt durch das schöne Bewußtsein, das Leben dieses Engels dem Kuße des Todes entrückt zu haben.

Eva versank in wunderbar stärkenden Schlummer. — — — — — — — — — — — —

Während der ganzen, langen, bangen Zeit ihrer neunwöchentlichen Krankheit hatte tagtäglich, jeden Morgen zu derselben Stunde, ein schlichter, fremder, unbekannter Mann bei der alten Pförtnerin des Hauses mit rührend-schmuckloser Theilnahme Erkundigung eingezogen mit den einfachen Worten:

— Wie geht's heute mit der Gesundheit des edlen Fräuleins?

— Noch immer nicht gut! hieß es wochen- und mondenlang.

Dann schüttelte der Fremde tief betrübt das sorgenschwere Haupt und ging schweigend von dannen.

Als er eines Morgens wieder kam, um sich,

wie gewöhnlich, nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, sagte die Pförtnerin zu ihm:

— Ihr kommt nun schon sechs Wochen tagtäglich und immer habe ich, in der Bestürzung meines Herzens, vergessen, Euch nach Euerm Namen zu fragen.

— Was thut der Name zur Sache? fragte der Fremde bis zum Tode betrübt. Ich bin hier fremd in Prag. Nennt mich, wie es Euch beliebt!

— Doch warum wollt Ihr aus Eurem Namen ein Geheimniß machen? Ihr seid der Einzige, der nach der lieben Tochter unseres Hauses Erkundigung einzuholen kommt, Ihr braucht Euch dieser Theilnahme nicht zu schämen, Herr, denn unsere Eva ist ein Engel, den Jeder von uns liebt und die Gott der Allmächtige uns erhalten möge . . . dieß ist unser Aller tägliches Gebet! Warum also wollt Ihr Euern Namen mir verschweigen?

— Weil ich tausend Gründe dazu habe . . .

— Ihr macht mich neugierig, lieber Herr . . .

— O seid es nicht, gute Frau! Mein Name bleibe Euch — vorläufig! — ein Geheimniß, sagte der Unbekannte und ging so ernst und traurig, als er gekommen war.

— Ein sonderbarer Mann! brummte die Pförtnerin, das Fenster ihrer Loge schließend.

Als am folgenden Morgen derselbe Unbekannte wieder bei ihr anfragte, hatte sich während der vergangenen Nacht — Dank dem Wunder des Himmels oder dem Heilmittel des Arztes! — der Zustand des Fräuleins von Lobkowic so auffallend gebessert, daß die ehrliche Alte, als sie den Fremden kommen sah, voll Freude das kleine Fenster aufriß, ihr runzeliges Matronengesicht mit der zu Ehren dieses freudigen Ereignisses neubebänderten Sonntagshaube hinausstreckte und ihm jubelnd entgegenschrie:

— Es geht besser, o viel besser!

— Gott sei gelobt, Gott sei gedankt, sprach der Fremde, dem die hellen Freudenthränen über die gebräunten Wangen liefen und der sich eilig entfernte, weil er diese Thränen nicht wollte sehen lassen.

— Ein curioser Freund, murmelte die Alte, die, nicht klug daraus werdend, sich unwillig zurückzog.

Am andern Morgen brachte er ein für die rauhe Winterjahreszeit seltenes Bouquet von kostbaren, dem künstlichen Frühlinge abgebettelten Treibhauspflanzen. Er überreichte das junge Sträußchen der

alten Pförtnerin mit der bescheidenen Bitte, es zu Füßen der Genesenden niederzulegen als Tribut der Freude eines dankerfüllten Herzens.

Und allmorgendlich zu derselben Stunde brachte er, drei Wochen durch, wieder ein Bouquet, Eines so schön wie das Andere, und die Pförtnerin nahm sie Alle und versprach, sie pflichtschuldigst „niederzulegen zu Füßen der Genesenden.‘

— Habt Ihr auch Wort gehalten? fragte der Fremde eines Morgens wiederkehrend mit einem neuen, noch viel schöneren Sträußchen, als alle früheren.

— Unser Arzt, gestand die Alte, hat nicht erlauben wollen, Euere Blumen an's Bett der Kranken zu tragen, weil ihr Duft sie betäuben könnte. Ich habe deßhalb einen Strauß nach dem Andern in die Blumenvasen des gnädigen Fräuleins gestellt . . .

— Und weiß sie's wohl auch? . .

— Ja, aber leider seit gestern Morgen erst, wo es mir, nach neun Wochen, zum ersten Male vergönnt war, sie wieder zu sehen und ihre Hand an mein Herz zu drücken.

— Und fragte sie Euch um nichts?

— Sie wollte durchaus Euern Namen wissen.

Jetzt müßt Ihr Euch nennen, Herr, sonst macht Ihr mich wirklich böse . . .

— Nun gut, meine herzliebe, ehrliche Alte. Nun sollt Ihr mein Geheimniß erfahren. Sagt ihr, sagt ihr . . .

— Nun, Herrgott, was soll ich ihr sagen?

— Sagt ihr . . . sie kämen . . . von Ihm! erklärte ihr der geheimnißvolle Fremde und entfernte sich.

— Daraus kann ich nicht klug werden! sagte unwirsch gemacht die alte Neugierige und trug unbefriedigt, kopfschüttelnd und nachgrübelnd das Bouquet zu den übrigen, in die überfüllten Blumenvasen ihres Fräuleins, hinauf. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Eva's Genesung war in den letzten acht Tagen so weit vorgeschritten, daß sie mit Erlaubniß der Aerzte, zehn volle Wochen nach der Verhaftung des Obersthofmeisters, ihr Schmerzenslager verlassen durfte.

Ihr erster Ausgang war zum Altare des Herrn, ihr zweiter zum Throne des Kaisers.

Neuntes Capitel.

Intermezzo.

Unterdessen aber hatte sich Manches geändert.

Bevor wir eine der Heldinnen unserer Erzählung, die halb Roman, halb Geschichte ist, auf ihrem schweren, kreuzbeladenen Gange zum Golgatha hinauf, bis zu den Stufen des Thrones geleiten, sind wir Denen, die uns bis hierher gefolgt, verpflichtet, sie, wenn auch nur kurz und flüchtig, in eine Reihe von Begebenheiten einzuweihen, die sich während der Krankheit der jungfräulichen Dulderin zugetragen hatten.

Kaum sieben Wochen nach der Gefangennehmung ihres Vaters, war sein erbitterter Feind, der Alles vermögende Vicekanzler Jacob Khurtz von Senfftenau, plötzlich auffallend und unheimlich schnell, von schwindelnden Gipfel seiner fast unbeschränkten Macht jählings hinabgeschleudert worden durch jene, alle religiösen Glaubensbekenntnisse und politischen Parteien gleichmachende, alle Hindernisse siegreich hinwegräumende und einzig unüberwindliche Allgewalt, welche einer der sieben Weisen Griechenlands bemäntelnd und beschönigend den „Zwillingsbruder des Schlafes" genannt, den wir Andere

aber, die wir — Gottlob leider! — nicht zu jenem griechischen Siebengestirne gehören, in der Sprache unseres unweisen Lebens — unverblümt, aber allgemein verständlich, Tod zu heißen uns gewöhnt haben.

Der Kanzler starb kurz vor Weihnachten. Für sich und seinen Arzt, Dr. Christoph Guarinonius, trotz der geweihten Rose des Papstes, trotz aller geheimen Heil- und Zaubermittel seines ‚würdigen Aesculap' so unerwartet rasch, daß der Aberglaube des Volkes, welches ihn mit seinen Flüchen und Verwünschungen (ob gerecht oder ungerecht mag ein Anderer entscheiden!) gleichsam überladen hatte, in seinem Zorne zu behaupten sich erkühnte: der Teufel habe ihn geholt.

Sein Leichnam, erzählte man sich nach seinem Tode, habe ungefähr eben so schwarz und verkohlt ausgesehen wie, achtundzwanzig Jahre vor ihm, der einst so blühend-weiße, blendend-schöne, üppigholde Leib jener Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, welche, zuerst Geliebte König Franz des Ersten und später die seines Sohnes, Heinrichs des Zweiten von Frankreich, wie das gute Volk geglaubt, der Teufel gleichfalls geholt haben soll.

Das gute Volk aber hatte Unrecht. Wenn der Teufel alle schlechten Frauen und Männer, die es —

gleich viel aus welchen Gründen haßt, zu holen verpflichtet wäre, dann hätte der Aermste vielleicht mehr zu thun, als ihm von Rechtswegen aufgebürdet werden darf.

Der Vicekanzler starb am Schlage. Einer seiner zwei besten Freunde, sein Leibarzt Dr. Christoph Guarinonius, war der Meinung, daß dieß das einzige sei, was ihn in der unerbittlichen Strenge seiner Amtspflicht gerührt habe. — Er starb unbeweint und — war verschollen. Letzteres ist immer härterer als Ersteres!*)

---

*) Sein Leichnam ward im Kreuzgange der Thomaskirche beigesetzt. Dort findet man noch heut zu Tage seinen horizontalen Leichenstein, den ihm seine Witwe setzen ließ mit einer von Lobqualm überfließenden lateinischen Inschrift, die zu lang ist, um sie hier zu wiederholen. Fast jede Grabschrift enthält eine Lüge. Warum sollte nur die des Kanzlers Curtius frei davon sein?! — Die Leute erzählten sich hundert Märchen, unter Anderen Curtius habe verordnet, man solle ihm sein Lieblingserbauungsbuch „von der Nachfolge Christi" und die Editio princeps seines Lieblingsdichters, des Heiden Arakreon, in den Sarg legen. — Außer seiner (bald getrösteten) Witwe überlebte ihn ein Sohn Johann Baptist Jacob, der unter Kaiser Matthias Internuntius bei der

Der Obersthofmeister war gleich nach seiner Verhaftung weder im Burggrafenamte geköpft, noch im schwarzen Thurme von der eisernen Jungfrau zersägt, sondern vorläufig — (wie der Befehl des Kanzlers gelautet) in einem ziemlich großen und bequemen Staatswagen, von dem uns bekannten Hauptmann und zehn Leibgarden zu Pferde nach Elbogen abgeführt, leider aber bis zum Tode des Kanzlers und sogar bis zu dieser Stunde noch immer nicht verhört worden.

Dort hatte man ihm — bis auf Weiteres, wie es hieß — ein kleines, auf der höchsten Spitze der Veste gelegenes Zimmer eingeräumt, durch dessen einziges, mit eben so festen als dicht aneinander gedrängten Eisenstäben vergittertes Fenster dem Blicke des Staatsgefangenen die Aussicht auf eine trostlos-einförmige Landschaft und auf den melancholisch vorüberschleichenden Fluß gestattet war.

Pforte war und im Jahre 1624 in den Orden der Jesuiten eintrat, und eine Tochter, Elisabeth, welche sich später mit Christoph Popel von Lobkowic, einem Anverwandten des Feindes ihres Vaters vermählte.

Jacob's Nachfolger im Vicekanzler-Amte war Leopold, Freiherr von Strahlendorff.

Die einzige Tortur, die ihn bis jetzt gemartert hatte, war seine völlige Abgeschiedenheit von allen menschlichen Wesen, die trostlose, einzig und allein auf sich selbst angewiesene Einsamkeit und die schrekkenerregende, ihn geisterhaft angähnende und seine Haare zu Bergen emporsträubende Langweile.

Man hatte ihm keine Bücher gegeben. Man war so streng, ihm eben so wenig das Schreiben, wie das Lesen zu gestatten. Er besaß weder Papier noch Dinte. Er hatte sich eine Bibel gewünscht. Auch diese war ihm verweigert worden.

Sein Zimmer war ohne alle Möbel. Man gönnte ihm nur ein Bett. Dicht daneben stand ein eingemauertes Gefäß. Zu welchem Gebrauche errathet leicht Jeder.

Man ließ ihm nicht einmal seine Uhr. Auch dieses letzten Trostes, dieser letzten Unterhaltung des Isolirten von der ganzen Welt war er beraubt. So wußte er nie, wie früh oder wie spät es sei.

Begann es zu dunkeln, bekam er kein Licht. Und so war er gezwungen, wenn in den kurzen December-, Januar- und Februar-Tagen schon um vier Uhr Nachmittags die Finsterniß der endlos-langen Nächte hereinbrach, sich auf sein Lager zu werfen und sich alle erdenkliche Mühe zu geben, so

frühzeitig als möglich einzuschlafen, um nicht wahnsinnig zu werden aus — Langweile.

Sein Ohr sehnte sich nach dem Tiktak einer Uhr, sein Auge lechzte nach dem Strahle einer ärmlichen Kerze, wie die Seele des Erhungernden und Erdurstenden in der langen, endlosen öden Wüste nach dem Manna der Bibel.

Stundenlang sprach er mit sich. Fragt Ihr wovon? Von Eva, seinem einzigen, abgöttisch angebeteten Kinde. Ihre ungewisse traurige, jeder Gefahr preisgegebene Zukunft quälte ihn tausendfach mehr als seine der kleinsten Abwechslung beraubte Gegenwart, millionenmal mehr als seine nicht ruhmlose und doch so ganz und gar in Vergessenheit gesunkene Vergangenheit.

Tausendmal im Tage wiederholte er sich, um eine menschliche Stimme zu hören, den keineswegs tröstlichen Sinnspruch seines Hauses:

— Popel jsem, popel budu! Er übersetzte ihn, um seinen Geist zu zerstreuen, in alle Sprachen, die ihm geläufig waren. Der Sinn aber blieb stets derselbe:

— Asche bin ich, Asche werd' ich!

Trostlosigkeit macht manchen Menschen zum Gotteslästerer. Ihn nicht! Er versuchte zu beten

und vermochte es nicht. Sein Herz war erstarrt, sein Muth gebrochen. Und dennoch glaubte er an Gott. Und trotz alledem, was bis jetzt mit ihm geschehen war, verzweifelte er noch immer nicht an der Gerechtigkeit seiner Richter und seines Kaisers, der ihm einst so sehr vertraut.

— Wenn meine Richter mich nur erst gehört haben! rief er häufig aus.

Dann erwachte von Neuem sein Muth, dann sammelte er in sich neue Kraft zum Gebete jenes Schlußes, des „Vater Unser“:

— Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, denn Dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen!

Und dann war er wieder ruhig. Doch leider so lange nur, bis der Gedanke an Eva seine schwer gefolterte Seele in die alte Trostlosigkeit zurückfallen ließ.

An der Thür war ein eiserner Schieber angebracht. Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend erschien an diesem sich knarrend öffnenden Fenster ein ewig schweigsamer Mann, von dem er nie etwas Anderes zu sehen bekam, als die rohe, schwielige, schmutzige Hand und den Trank und die Speisen, die er ihm hineinschob. Letztere waren tagtäglich

dieselben. Zuerst verlernte er aus Ekel den Hunger, dann aus Uebermüdung den Schlaf und zuletzt den Glauben an die menschliche Gerechtigkeit.

Hier habt Ihr ein Bild, ein schwaches Bild, einen matten Abklatsch von der heutzutage hochgepriesenen Pensylvanischen Straf- und Besserungs-Theorie, mit dem einzigen traurigen Unterschiede, daß unserem Staatsgefangenen in seiner einsamen Zelle selbst der Trost der Arbeit entzogen blieb! — — —

An die Stelle des gestürzten Obersthofmeisters war einstweilen Adam von Sternberg getreten.*).

— — — — — — — — — — — — — —

Während dieser Zeit war auch dem Bader Procop eine große Ueberraschung zu Theil geworden. Seine Mündel Libuša, die ‚schönste und tugendhafteste Jungfrau der Sporengasse,‘ die sich von Ritter Marco Bragadino hatte entführen lassen, war nach vierjähriger Abwesenheit mit einem andern Hexenmeister, Taschenspieler und Schwindler zurückgekehrt, der sie

---

*) Adam von Sternberg und nach ihm Wenzel Kafka von Říčan bekleideten diese Würde provisorisch. Der erste definitive Obristlandhofmeister nach Georg Popel war wieder ein Lobkowic, Christoph Popel, Herr auf Pátek und Divišow, welcher am 24. Mai 1609 starb.

— wie dieß so häufig unter Leuten seines Gepräges zu geschehen pflegt, — für seine ihm kirchlich angetraute Frau ausgab.

Dieser Mann hieß Girolamo Scotto und war aus Parma gebürtig. Die Antecedentien oder Voracten seines überall herumschweifenden, abenteuerlichen und ränkesüchtigen Lebens hatten durchaus nichts aufzuweisen, was seinem Auftreten in Prag zur Empfehlung dienen konnte. Scotto war es, der im Jahre 1583 dem bekannten Cölner Churfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg durch phantasmagorisches Gaukelspiel in einem von ihm construirten Zauberspiegel das Bild der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld gezeigt und sie an ihn verkuppelt hatte. Dieß hatte die Folgen gehabt, daß der liebberauschte Churfürst, der ihretwegen zur protestantischen Religion übergetreten und die Gräfin geheirathet, ein Jahr darauf durch Kaiser Rudolphs Einwirkung abgesetzt worden war. Von Cöln aus hatte sich der Parmesanische Schwindler an einige kleine Höfe Deutschlands, zum Markgrafen Johann Friedrich nach Ansbach, von hier nach Weimar, Eisenach und Coburg begeben. Er war's, der 1592 in letzterer Stadt, Anna, Tochter des Churfürsten August's von Sachsen und Gemahlin des Herzogs

Johann Casimir von Coburg, verführt und sie durch Verletzung der ehelichen Treue in's Unglück gestürzt hatte.*) — Im folgenden Jahre war Scotto in Dresden gewesen und hatte dort in einem geheimen Hause der Prostitution die Bekanntschaft mit einem Mädchen gemacht, welches — was bis dahin Niemand gewußt — Procops Mündel Libuša, jener ‚Engel an Liebreiz und Unschuld' war, deren Anpreisung, wie man sich wohl noch erinnern wird, einen in des Baders Nähe gesessenen Kriegsknecht zu so impertinentem Riesen herausgefordert hatte. — Von Dresden war Girolamo Scotto mit seiner sogenannten Frau, die sich trotz ihrer Ausschweifungen noch immer auffallend frisch erhalten, mit einer einflußreichen Empfehlung und einer geheimen Mission von Seiten des Großherzogs von Toscana, des zweiten Franz von Medicis, nach Prag gekommen.

In Folge jener Empfehlung hatte er, und bald darauf auch ‚seine Frau', die er überall als Clelia,

---

*) Anna von Coburg, des Ehebruchs mit Ulrich von Lichtenstein, Kammerjunker am Hofe ihres Gemahls überführt, starb nach zwanzigjähriger Gefängnißhaft am 27. Jänner 1613, im sechsundvierzigsten Jahre ihres abenteuervollen Lebens auf der Veste bei Coburg.

Gräfin Buoncompagni und Nichte des vor zweiundzwanzig Jahren gestorbenen Cardinals Ippolito I. von Cibo eingeführt, freien Zutritt bei Hofe erhalten.

Kaiser Rudolph, der trotz der kostspieligen Erfahrungen, die er mit dem Engländer Edward Kelley, und mit dem Griechen Marco Mamugna, genannt Bragadino, gemacht, noch immer mit unabtrünniger Ueberzeugung an seinem Glauben an die Alchemie festhielt und an der Möglichkeit, den Stein der Weisen, das Aurum potabile und die Tinctura margaritarum (Goldtrank und Perlentinctur) zu entdekken, noch keineswegs verzweifelte, hatte sich geneigt finden lassen, auch den Versprechungen des Parmesanischen Goldkochs huldreichst Gehör zu schenken, um so leichter und lieber, da er an der Frau desselben heimlich Gefallen fand und weil es seinem Kennerblicke nicht entgangen war, daß die ‚Nichte des seligen Cardinals von Cibo‘ nicht minder üppig als gefallsüchtig zu sein schien.

Der einzige Mensch, für den die wahre Abkunft dieser ‚Frau‘ kein Geheimniß sein konnte, war der Bader Procop, der seine ehemalige Mündel eines Morgens, als sie allein aus der Thomaskirche heimkehrend, trotz ihres Schleiers und prächtigen Anzugs

sofort erkannt, festgehalten und dann erst wieder frei gelassen, nachdem sie ihn — was war ihr Anderes übrig geblieben? — in das Geheimniß ihrer jetzigen Stellung eingeweiht und ihm dafür das heilige Versprechen abgenöthigt hatte ‚stumm zu sein wie das Grab.‘ — Procop, der, wie man leicht begreifen wird, seitdem nicht wenig eitel auf die Ehre war, ihr Vormund gewesen zu sein, hatte ihr bei allen Heiligen seines böhmischen Kalenders gelobt, ewig zu schweigen wie ein ‚Fisch.‘ Sie ihrer Seits hatte ihm dafür versprochen, bei Hofe seine geheime Schutzpatronin zu werden und — zum Lohne seiner unverbrüchlichen Verschwiegenheit — ‚sorgen zu wollen für sein Fortkommen.‘ Und nur durch diese Aussicht, die sie seinem Eigennutze, seinem Ehrgeize eröffnet hatte, war es der verschmitzten Dirne gelungen, ihn ganz für sich einzunehmen.

So standen die Sachen, als Eva von Lobkowic, ihrer eigenen Eingebung und dem Rathe ihres Lebensretters Jessenius folgend, sich zu dem schweren Gange nach dem Hradschin entschlossen hatte.

Zehntes Capitel.

Die Hofburg und ihre Umgebungen.

Wir steigen die alte Schloßstiege hinan. Im Innern des Zwingers, den wir jetzt betreten, erblicken wir die Bildsäule der heiligen Barbara, in welcher die katholische Kirche und deren rechtgläubige Anhänger die sogenannte ‚Sterbepatronin' verehren. In der Nähe dieser (seit jener Zeit vielfach renovirten und noch heutigen Tags dort zu sehenden) Statue pflegten damals jene Verbrecher hingerichtet zu werden, welche des Vorzugs genossen, dem adeligen Stande anzugehören.

Das eigentliche (rückwärtige) Burgthor befand sich zu jener Zeit unterhalb des sogenannten ‚schwarzen Thurmes,' welcher viereckig und aus regelmäßig behauenen Quadersteinen aufgeführt, für den ältesten Bestandtheil der Prager Königsburg angenommen und als der letzte Ueberrest der Wenzelsburg betrachtet wird.

Die oberen Gelasse des ‚schwarzen Thurmes' wurden in der rudolphinischen Zeit als Schuldgefängniß und Kerker vornehmerer Verbrecher benutzt; im unteren Geschosse befand sich die ‚eiserne

Jungfrau," deren schauerliche Bekanntschaft unser Leser schon früher gemacht hat. Die übrigen, längs des sogenannten Hirschgrabens fortlaufenden runden Gefängniß- und Befestigungsthürme: ‚Die Daliborka' der weiße Thurm, und die ‚Mihulka' sind zwar nicht so alt, als der ‚schwarze Thurm,' standen aber gleichfalls schon lange vor Rudolphs Zeit.

Wir treten jetzt durch das rückwärtige Burgthor.

Zur Rechten liegt das Oberstburggrafenamt, zur Linken das alte Pernstein'sche jetzt Lobkowic'sche Haus, in welchem (zehn Jahre später) einer der bekanntesten Staatsmänner Böhmens, Zdenko Adalbert Popel von Lobkowic auf Raudnic mit seiner eben so gottesfürchtigen als heldenmüthigen Gemahlin Polirena, geborenen von Pernstein und verwitweten von Rosenberg wohnte.

Dicht neben dem Pernstein-Hause erhebt sich ein alterthümlicher imposanter Bau, der Palast der mächtigen Familie Rosenberg, in welchem, zwei Jahre zuvor, ein Gegner Georg Popel's von Lobkowic, der berühmte Oberstburggraf, Wilhem von Rosenberg, gestorben war*). — Aus diesem Hause führte

*) Wilhelm von Rosenberg, der reichste und mächtigste Magnat Böhmens, Ritter des goldenen Vließes, Mäcen,

ein verdeckter Verbindungsgang in die königliche Burg, theils zur Bequemlichkeit der Besitzer, welche hohe Hofämter bekleideten, theils wegen des königlichen Buchhalterei-Amtes, das nach dem großen Schloßbrande 1541 im Rosenberg'schen Palast untergebracht worden war und worin es bis zum Jahre 1608 blieb.

Das Palais der Rosenberge, damals noch mit vier schlanken Kuppelthürmchen geziert, welche erst in späterer Zeit abgetragen wurden, ist das heutige Damenstift.

Links daneben erblicken wir die Allerheiligenkirche (die ehemalige Schloßkapelle). Gegründet von König Ottokar II., erweitert von Kaiser Karl IV. und verwüstet durch den Schloßbrand des Jahres 1541, ward diese Kirche, vierzig Jahre später durch Elisabeth, Tochter Kaiser Maximilians II., Witwe König

---

und leidenschaftlicher Freund der Jagd, eine Zeit lang Gesandter in Polen, dessen Königskrone man ihm angetragen hatte, bekleidete das Oberstburggrafen-Amt seit dem Jahre 1570 und starb am 31. August 1592. — Im Jahre 1606 wohnte in demselben Hause Peter Wok, der letzte männliche Sproße der Familie Rosenberg, nach dessen Tode dieser Palast an Georg von Schwamberg kam.

Carls IX. von Frankreich und Schwester Kaiser Rudolphs II. so hergestellt, wie diese Kirche sich noch jetzt unsern Blicken zeigt.

Gegenüber dem Rosenberg'schen Palast ragte das uralte Thurmpaar der Sanct Georgskirche (ganz in seiner jetzigen Gestalt) empor. Die Kirche selbst, deren Inneres in rein byzantinischem Style erbaut ist, zeigte, gleich wie das anstoßende Kloster, noch ganz dasselbe Aeußere, welches ihr die unter Wladislaw II. und Kaiser Ferdinand I. vorgenommenen Restaurationen gegeben hatten. — Das Benedictiner-Nonnenstift zu Sanct Georg stand damals in hohem Ansehen: die gefürsteten Aebtissinnen dieses Klosters besaßen das uralte Recht, Krone und Bischofsstab zu tragen und die Königinnen von Böhmen zu krönen. Die letzte Fürstin, die ihre Krone aus den Händen dieser Aebtissinnen entgegengenommen hatte, war Maria, die Tochter Carl's V., die Gemahlin Maximilians II., die Mutter unseres Rudolphs.

In der Nähe des Sanct Georgklosters befanden sich die Wohnungen der Alchymisten und Adepten des rudolphinischen Hofstaates. Aus diesem Grunde hieß das steilhin aufsteigende, äußerst schmale und nicht sehr reinliche Gäßchen, das sie bewohnten, schon damals,

wie noch heutzutage, das ‚goldene Gäßchen.‘ Diese unansehnliche Straße en miniature bestand (wienoch jetzt) größtentheils aus ebenerdigen, meist zweifensterigen Häuschen. In einzelnen nur befindet sich dicht neben dem schmalen Eingang noch ein drittes Fenster.

Es giebt keine zweite Straße in ganz Prag, ja sogar in der ganzen Welt, in welcher nach und nach so viel Künstler und Abenteurer, so eng zusammengedrängt und eingepfercht, dicht neben einander gewohnt als in diesem (jetzt ziemlich in Verfall gerathenen, fast ausschließlich dem Proletariate eingeräumten) Goldgäßchen.

Hier hatten zur Zeit Rudolph's, zu verschiedenen Epochen seiner künstebeschützenden Regierung nachfolgende mehr oder minder berühmte und theils auch sehr berüchtigte Koriphäen gewohnt:

John Dee, ein englischer Gelehrter, der, Mathematiker, Pysiker, Chemiker und Astrolog, sich Jahre lang sein Gehirn mit Auffindung des ‚Lapis philosophorum‘, des Steines der Weisen zergrübelt und auch in seinen Mußestunden noch Zeit gefunden hatte, ein ziemlich umfangreiches Wörterbuch jener uns Allen unbekannten Sprache, welche Adam und Eva im Paradiese gesprochen, auszuarbeiten und es seinem ‚erhabenen Gönner,‘ dem Kaiser Rudolph

zuzueignen, der indeß klug und weise genug war, die ihm angetragene Dedication in ‚Hulden' abzulehnen, weßhalb der Druck dieses Werkes, wie der so manches Andern dieser Art, glücklicher Weise unterblieben war. Außerdem hatte er auch im Geruche der Magie gestanden und sich mehr als einmal gerühmt: er habe häufig seinen Genius gesehen, der während seiner Abwesenheit vom Hause für ihn studirt und ihm dann erst Platz gemacht, wenn er ihm auf die Schulter geklopft und gesagt habe, daß er gehen könne. Früher Professor der Mathematik zu Cambridge und Paris, war er 1584, damals achtundfünfzig Jahre alt, von Krakau nach Prag gekommen und erst sechs Jahre später, nachdem er einige Monate lang Mitarbeiter seines nach ihm genannten Landsmanns in der Goldkochkunst gewesen, nach seiner Vaterstadt London zurückgekehrt, wo Königin Elisabeth, die gleichfalls an diese Künste geglaubt, dem alten Herrn eine Pension verlieh, die er bis zu deren Tode genoß*)

Ferner hatte hier gewohnt Eduard Talbot, ein Aben-

*) Fünf Jahre nach dem Tode der Königin Elisabeth starb er (1608) zu Mortlake im Alter von zweiundachtzig Jahren.

teuer aus Worchester, ein ehemaliger Notar zu Lancaster, der überwiesen, allerhand ihm anvertraute Urkunden theils verfälscht, theils ganz unterschlagen zu haben, mit abgeschnittenen Ohren fortgejagt worden und von dort nach Wales geflüchtet war, wo er im Grabe eines alten katholischen Bischofs eine Handschrift gefunden zu haben vorgab, die das Geheimniß der Goldmacherkunst enthielt. Unter dem angenommenen Namen Kelley und mit dem geheimnißvollen Recepte war er 1589 nach Prag geeilt, von Rudolph in den böhmischen Ritterstand erhoben, dann aber in Ungnade gefallen, weil es sich — wunderbar genug — erst zwei Jahre später herausgestellt, daß er den Kaiser schmählich betrogen habe, wofür dieser ihn nach Pürglitz abführen ließ.

Ein nicht minder interessanter Schwindler dieser Straße war der Schlesier Georg Kretzschmar, der dem Kaiser ein angeblich unverwüstliches Papier überreicht hatte. Kretzschmar gab vor, bei Reinertz in Schlesien eine Quelle entdeckt zu haben, deren Wasser sein Papier vor Moder, Schaben und Mottenfraß schützen sollte. Rudolph war über dieß sogenannte ‚unsterbliche‘ Papier so hoch erfreut, daß er dem Erfinder desselben einen Adelsbrief und das Prädicat ‚von Schenkendorf‘ verlieh.

Hier endlich hatte noch vor wenigen Monaten der Ritter Bragadino in Gesellschaft seines vierfüßigen Prinzen und der schwarzen Prinzessin gehaust.

Doch nicht bloß Magier, Goldköche und andere Abenteurer, auch ehrenwerthe Künstler, wie die berühmten Edelstein-, Gemmen- und Cameenschleifer Jobst von Brüssel, die drei Brüder Miseron, von welchen Octavio der bekannteste war, Kaspar Lehmann und Schweiger, die kunstreichen Goldschmiede nnd Ciseliere Pablo de Vianez, Juan de Vogos und Hans Conrad Greitter; die Bildhauer und Gießer Alexander Colin, Adrian van Fries, Alessandro Aboudio und Giovanni da Monte, ja sogar viele Maler und Kupferstecher des Hofes, wie Roland Savery, Peter von Mecheln, Gilles und Raphael Sadeler, Jeremias Günther, Hufnagel Vater und Sohn (nur die ganz besonders begünstigten Lieblinge und Vertrauten des Kaisers, der Maler Bartholomäus Spranger und Johann von Aachen wohnten in der Burg selbst) hatten in dem stillen, einsamen Gäßchen abwechselnd ihr bescheidenes Atelier oder ihre anspruchslose Wohnung aufgeschlagen.

Nennt uns eine große Straße, die so vielen Kunstfleiß, so vielen Künstlerruhm uud so viel abenteuerlichen Alchemistenruf in sich aufgenommen und

so gastfrei beherbergt hat, wie das kleine goldene Gäßchen auf der Rückseite des Hradschins zu Prag.

Kehren wir jetzt zur Vorderfronte zurück.

Erst neben der Allerheiligen Kirche beginnt die eigentliche Königsburg, die im Jahre 1333 von Kaiser Karl IV. nach dem Vorbilde des Pariser Louvre angelegt und von dessen Nachfolgern Wenzel IV., Wladislav II., Ferdinand I. und Maxmilian II. nach verschiedenartigen Planen erweitert. Auf der Seite, deren zahllose Fenster auf die ihr zu Füßen liegende, majestätisch-imponirende Königsstadt herabsehen, erblickt man auch jene Fenster, aus welchen (1618) aus bekannter Ursache zwei Statthalter Jaroslav Bořita von Martinic, Wilhelm Slawata von Chlum und der Geheimschreiber Fabricius Platter in den Schloßgraben hinabgestürzt wurden. Diese That war der Prolog zu jenem schauerlichen Drama, das unter dem Titel ‚der dreißigjährige Krieg' sattsam bekannt ist. — In dem etwas höheren Mittelgebäude desselben Flügels befindet sich jener noch jetzt mit vollem Rechte, durch Benesch von Laun erbaute, herrlich gothische Rittersaal, der, aus der Zeit des prunkliebenden Königs Wladislaw II., noch heute diesen glanzumstrahlten Namen trägt.

Dieser ‚Wladislaw'sche Saal', damals des Königs

Pfalz (palác, palatium) genannt, war zur rudolphinischen Zeit noch viel höher und großartiger als jetzt. Vor hundert Jahren hatte man den überflüssigen Act ausgeführt, den untern Theil dieses Riesensaales abzuschneiden, um daraus ein geräumiges Gelaß zu einer neuen Hofküche herzustellen.

In diesem ungeheuren (jetzt verstümmelten) Saale wurden in früheren Zeiten Turniere und andere Ritterspiele zu Fuß und zu Pferde abgehalten, besonders während der Regierung König Ferdinands I. und während der Statthalterschaft des eben so ritterlichen als zärtlichen Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, des Gemahls der wunderlieblichen Philippine Welser. Eines der großartigsten Turniere ließ hier Ferdinand I. zu Ehren des im Jahre 1549 am Prager Hoflager verweilenden Churfürsten Moritz von Sachsen abhalten; es wurden bei dieser Gelegenheit auch einige kleine Reitermanoeuver mit mehr als hundert Pferden in diesem Prunksaale ausgeführt. — Die Wände desselben waren mit schwerem Goldbrokat und kostbaren Teppichen überkleidet und unter den zahlreichen Armleuchtern und Hänglustern nahm vorzugsweise ein riesiger Bronzekronleuchter, welchen die freie Reichsstadt Nürnberg dem Festgeber zum Geschenk

gemacht, die Bewunderung vielgereister Fremder in Anspruch nahm.*)

Die eigentliche Königsburg war zu Rudolphs Zeit noch nicht ganz so groß und umfangreich wie jetzt. Ein von Rudolph nach dem Schloßbrande hergestellter Burgflügel, war der sogenannten ‚Staubbrücke' zugekehrt, welche Ferdinand I. im Jahre 1535 aus Holz erbaut hatte. — In diesem Theile der Burg befand sich eine Reihe von Säälen und Zimmern, angefüllt mit Kunstschätzen, Alterthümern, Raritäten und Kostbarkeiten aller Art, welche Rudolph mit großer Mühe und bedeutenden Geldopfern aus aller Herren Länder aufgehäuft hatte. Der Reichthum dieser (nach seinem Tode zersplitterten und in alle Weltgegenden zerstreuten) Sammlungen, muß ein unermeßlicher gewesen sein, wenn man erwägt, daß nach der Schätzung des berühmten Jesuiten und Archäologen Jules Cesar Boulenger, (gestorben am 3 August 1628 zu Cahors) der Werth am Perlen, Edelsteinen, Gold- und Silbersachen, welche der

*) Im Jahre 1607 ließ der Antwerpener Künstler Gilles Sadeler eine meisterhaft ausgeführte Abbildung des Wladislaw'schen Saales, in Kupfer gestochen, an's Licht treten.

Kaiser während seiner Regierung aufgesammelt, über siebzehn Millionen Goldgulden betragen haben soll.*)

Im sogenannten ‚spanischen Saale‘ waren eben so seltene als kostbare astronomische und mechanische Instrumente, Geigen und Orgelwerke, tanzende und spielende Automaten, riesige Erdkugeln aus Messing und unter tausend andern Kunstwerken auch ein großer venezianischer Spiegel aus hellpolirtem Stahl aufgestellt.

Im neuen oder ‚deutschen Saale‘ prangten antike und moderne Statuen von Erz und Marmor, Büsten aus Erz und Wachs, Gypsabgüße, Reliefs und mehr dergleichen. Hier befand sich (in spätern Jahren) auch jene prachtvolle Statue, deren Erwerbung, Verstümmelung und Wanderung wir im späteren Verlaufe unseres Romanes zu erzählen uns vorbehalten.

In den übrigen Säälen und Gängen desselben Burgflügels waren siebenhundert und vierundsechzig und in den sogenannten Kaiserzimmern achtzig Bilder auf-

---

*) Die Rudolphinische Kaiserkrone (noch jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien aufbewahrt) enthielt unter andern kostbaren Edelsteinen eine sogenannte Riesenperle, für welche Rudolph 30,000 Dukaten bezahlt haben soll.

gehängt, lauter Meisterwerke ersten Ranges von so großer Seltenheit und so hohem Werthe, daß damals mit der Prager Gallerie keine zweite (außerhalb Italiens) zu wetteifern im Stande war. Hier prangten mehrere Raphael, die schönsten Correggio, die besten Bilder von Paolo Veronese, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Giulio Romano, Jacopo Robusti, genannt Tintoretto nnd Tizian, außerdem viele prachtvolle Gemälde spanischer und niederländischer Meister, welche Rudolphs Vater, Maximilian II., aus Madrid und Brüssel nach Prag gebracht hatte.

Ein höchst werthvoller Bestandtheil der rudolphinischen Kunstsammlungen war die außerordentlich reiche Rüstkammer, ausgestattet mit den schönsten böhmischen, ungarischen, niederländischen, spanischen und mailändischen Waffen, ganzen und halben Rüstungen, Stechzeugen, Tartschen, Helmen und Schilden, später auch mit prächtigen türkischen Trophäen, welche die königlichen Feldhauptleute Niklas Zriny, Rädern, Trčka, Kinský, Hardegg, Paradis, Roßwurm, Adolph von Schwarzenberg, Georg Basta und andere von Jahr zu Jahr vermehrten.

In den Erdgeschossen dieses Theiles, unterhalb der Arbeitszimmer und Kunstsammlungen des Kaisers, befanden sich die äußerst geräumigen, ungemein sauber

und zierlich eingerichteten Marställe, bevölkert von den kostbarsten Pferden der seltensten Raçe, wahre Prachtrosse, welchen Rudolph zärtliche Vorliebe, außerordentliche Sorgfalt und in späteren Jahren sogar allerhöchsteigenhändige Pflege angedeihen ließ, denn — schreibt der gelehrte Hradschinkenner, dessen Beschreibung wir fast Wort für Wort gefolgt sind — Rudolph liebte seine schmucken Pferde fast im gleichen Maße wie die Künste und die Wissenschaften.

Das aber hatte er vergessen zu erzählen, daß der Kaiser seinen vierfüßigen Lieblingen die Namen mancher seiner zweibeinigen Günstlinge beizulegen geruht hatte. Und so kam's, daß es im Hofstaate seiner Marställe einen arabischen Goldfuchs gab, welcher zuerst ‚Kelley' und später ‚Sendivoj' hieß, ein wallachischer rabenschwarzer Hengst, welcher den Namen eines seiner vertrautesten Günstlinge, des Hofmalers ‚Johann von Aachen' trug, zwei spanische Falben, welche nach seinem Maler und Kupferstecher, ‚Raphael und Gilles Sadeler' genannt worden waren und endlich drei blendendweiße Schimmelstuten, die, aus nur ihm bekannten Grunde auf die Namen ‚Magdalena' ‚Eva' und ‚Clelia' — wenn auch seit Kurzem erst — zu hören sich allmählig gewöhnten, denn früher hatten

dieselben Stuten die Namen der drei mythischen Parzen ‚Clotho‘ ‚Lachesis‘ und ‚Atropos‘ geführt.

Links über der ‚Staubbrücke‘ befand sich das geräumige Turnierhaus*) mit einem Rennplatze und ringsum mit Gallerien und Logen für die Zuschauer umgeben. Rechts an der Staubbrücke lag das große Ballhaus, in welchem sich Kaiser Rudolph in früheren Jahren, als er noch mehr Lebemann und weniger Grillenfänger und Menschenfeind wie späterhin geworden war, oft im Kreise seiner Hofcavaliere mit dem damals bei Reich und Arm gleich beliebten Ballschlagen allerhuldreichst zu amüsiren geruhte. Neben dem großen Ballhause stand ein kleineres, in welchem zu allen Stunden des Tages das, wie überall auch hier müßiggehende Faulenzervolk der Pagen gleichfalls mit dem Ballspiele die edle Zeit todtschlug. — Zur Besorgung des Dienstes in den beiden Ballhäusern, zur Anfertigung der Bälle und Pritschen war ein ausschließlich nur damit beschäftigtes, ziemlich zahlreiches Personal angestellt, welches unter der Oberaufsicht zweier kaiserlichen Ballonmeister, Alfonso Pasetti, von Ferrara, und Giulio Ansosso aus dem Mailändischen, stand.

*) Gegenwärtig ein k. k. Artillerie-Repositorium, das über seinem Eingangsthor die Nummer 53 trägt.

An die Ballhäuser gränzte die Reitschule.

Hier wollen wir einen Augenblick ausruhen, um von da aus, im nächsten Capitel unserer Erzählung, die übrigen Sehenswürdigkeiten der Königsburg in Augenschein zu nehmen.

Eilftes Capitel.

Der kaiserliche Lustgarten.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten damaliger Zeit war der kaiserliche Lustgarten auf dem Hradschin.

Unter der Regierung Ferdinands I., der ihn mit ganz besonderer Vorliebe gepflegt hatte, waren die ehrwürdigen Benedictinerinnen des Sanct-Georgklosters genöthiget worden, zur Erweiterung dieses Gartens einige ihnen zugehörige Grundstücke abzutreten. Die gefürsteten Äbtissinnen dieses Stiftes, die sich Anfangs dieser Abtretung wiedersetzt hatten, waren, als man ihnen mit Entziehung ihrer alten Prärogative, die Krone und den Bischofsstab zu führen, gedroht, bald anderer Meinung geworden und hatten sich endlich in das, was unvermeidlich erschienen war,

gefügt. — Maximilian II., ein leidenschaftlicher Blumenfreund, hatte diesen Garten bedeutend verschönert, und Rudolph denselben auf die höchste Stufe der Cultur erhoben. Es gab zur Zeit des Letzteren (außerhalb Frankreich und Italien) nur wenige Schloßgärten, die sich mit der Pracht und dem Luxus jenes auf dem Hradschin hätten messen können. Hier war's, wo die ersten Tulpen, welche der kaiserliche Gesandte, der flamländische Diplomat Augier Ghislain de Busbeg aus dem Orient nach Prag gebracht, unter Rudolph's Augen ihre farbenprangenden Kelche erschloßen. Damals kostete manche Tulpe fast eben so viel als jetzt mancher Garten. Von hier aus verbreiteten sich diese bunten Schmetterlinge der Blumenwelt durch das ganze übrige Europa. Die erste Tulpe, die auf dem Hradschin zur Blüthe gelangt war, hatte der Kaiser in poetischer Anwandlung — wie sie ihn manchmal überkam — zu Ehren seiner vielgeliebten Mutter ‚Maria' getauft.

Rudolph's Lieblingsplätzchen lag in der Nähe des Löwenhauses.

Gegen Niedergang am Garten — sagt eine gleichzeitige Beschreibung — wurden in sonderlichen Gebäuden mit hölzernem Gitter Löwen, Leoparden, auch andere wunderbarliche Thiere aufgehalten.

Der größte dieser Thierkäfige war das Löwenhaus. Es existirte ein solches auf dem Prager Schlosse schon seit dem vierzehnten Jahrhundert, so daß es — wie unser neuerer Cicerone bemerkt — uns scheinen will, man habe die Löwen auf dem Hradschin als lebende Wappensymbole des Landesschildes gehegt, gleich wie die Stadtgemeinde zu Bern noch heutzutage ein Paar Bären auf Communalkosten im Wallgraben füttert. Schon unter Wenzel IV. war ein Löwenwärter (Custos leonum) in Prag besoldet worden. — Rudolph hielt neben den Löwen auch Tiger, Panther, Leoparden und andere damals ungemein seltene Thiere. Mehrere derselben hatte er vom Großsultan und einer persischen Gesandtschaft zum Geschenk erhalten, die übrigen für schweres Geld verschrieben. Aber nicht nur im Lustgarten, selbst in seinem Arbeitsgemache hatte der Kaiser einen stattlichen Löwen, den er selbst von Jugend auf dergestalt gezähmt und abgerichtet hatte, daß er mit der Willigkeit eines Pudels jedem Winke seines Herrn zu gehorchen gewohnt war. Dieser Löwe — sein Liebling — hieß ‚Ottokar'.

Nicht fern vom Löwenhause stand ein großes Papageienhaus und eine Reihe geräumiger Drahtkäfige, in welchen buntfarbige Vögel aller Zonen ein

fortwährendes Concert von Gezwitscher und Gesang executirten.

Dem schwarzen Thurme gegenüber befand sich das zum Erziehen von Orangen-, Granat- und Feigen-Bäumen bestimmte Wärmhaus, in welchem auch majestätische Palmen und riesige Farrenkräuter aus der Tropenwelt ihre stolzen Fächer und feingezackten Blätter in die mit balsamischem Wohlgeruch geschwängerte Atmosphäre erhoben. Der niederländische Botaniker Matthieu de L' Obel*) hatte ihm die schönsten und seltensten Blumen aus Spanien und den beiden Indien zugesandt.

Kreuz und quer durchschnitten den ganzen Garten symmetrisch angelegte Gänge mit duftenden Blumenrabatten, niedrigem Gesträuch oder Taxushecken eingefriedet. Einige Partien waren mit höherm Buschwerk und pyramidenartig zugestutzten Baumgängen besetzt.

Ein ganz eigenthümlicher Zauber des Kaisergartens war (zu Rudolph's Zeit) das Blumen-Paternoster, welches die Reisenden Georg Braun und

---

*) Es ist derselbe, dem zu Ehren, mehr als hundert Jahre später, Linné eine der schönsten Blumen Lobelia getauft.

Franz Hogenberg in ihrem gemeinschaftlich herausgegebenen ‚Theatrum urbium' beschreiben, wie folgt: ‚Büsche und Blumen waren an Gestellen aus Eisenstäben, welche die Form riesiggroßer lateinischer Buchstaben hatten, künstlich gezügelt und so geordnet, daß sie den ganzen Text des Gebetes des Herrn bildlich veranschaulichten.'

In einem andern Bosquet prangte, gleichfalls aus künstlich gezügelten Blumen geformt, die Devise Rudolph's, bestehend aus den fünf Buchstaben:

A. D. S. I. T.*)

Viele große Wasserbecken von Marmor und Granit, geziert mit Bronze- und Marmor-Figuren aus den Werkstätten der kaiserlichen Hofkünstler, waren in abgemessenen Zwischenräumen angebracht; sie spritzten und sprudelten durch künstliche Druckwerke in kühnen abenteuerlichen Strahlen das Wasser hoch in die Luft; in den Bassins selbst schwamm und plätscherte, angelockt von den Strahlen der sich im Wasser abspiegelnden Sonne, ein buntschillerndes

*) Von dieser geheimnißvollen Devise sind uns zwei verschiedene Auslegungen bekannt. Die Eine lautet A Domino Salus In Tribulatione; die Andere: Auxiliante Deo Sum Inimicis Terror.

Heer großer und kleiner Gold- und Silber-Fische. Einer der schönsten Brunnen hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Er ward nach einem classischen Modell im Jahre 1568 auf Befehl Maximilians II. aus Kanonenmetall gegossen durch Thomas Jaroš, einen Brünner, königlichen Stück- und Glockengießer auf dem Hradschin. Dieser Brunnen enthält 91 Centner 36 Pfund Kanonenmetall, dessen Guß 3322 Gulden gekostet hat.*)

Der ganze Garten war von einer Unzahl von Bildsäulen aus Stein oder Metall bevölkert. Die meisten derselben stellten mythologische Figuren, wie die zwei Dioscuren, die drei Grazien, die vier Jahreszeiten und mehr dergleichen dar. Von all' diesen Statuen hat sich nur ein Herkules, in dem (leider jetzt etwas vernachläßigten) Schloßgarten erhalten. — Wäre diesem steinernen Epigonen durch Zaubermacht die Gabe verliehen, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit

*) Von demselben Meister ward die Glocke des Prager Sanct Veitdoms mit Wappen und Reliefbildern Kaiser Ferdinands I. und seiner Gemahlin Anna von Böhmen im Jahre 1549 gegossen. Sie wiegt 270 Centner und ist eine der größten Glocken in ganz Europa.

zu schreiben, sie würden zweifelsohne anziehender als die so mancher unserer modernen Memoirenschreiber sein, denn dieser alte, ehrliche Herkules hat während der Zeit seines Lebens so Manche und Manches an sich vorüberkommen und gehen, steigen und fallen sehen, während er selbst noch immer auf seiner alten Stelle steht, unbewegt und unbeweglich, als Symbol des zu Stein gewordenen Status quo der altrömischen Götterlehre.*)

Die Hauptzierde des ganzen Garten war das herrliche, noch jetzt bestehende Ferdinandeische Lust-

---

*) Die anderen Statuen wurden in späterer Zeit ein Opfer wiederholter feindlicher Einfälle. Großen Vandalismus verübten hier die im Jahre 1631 auf dem Hradschin einquartirten Regimenter des sächsischen Generals Hans Georg Grafen von Arnim auf Boitzenburg. Im Jahre 1648 entführten die Schweden unter Königsmark die schönsten Metallstatuen in ihre nordische Heimath. Die ärgste Verwüstung richteten im Jahre 1742 vier Französische Regimenter ein, welche während der bekannten Occupation im Kaisergarten campirten. Mehrere französische Generale hatten sich damals im Belvedere eingenistet. Die letzten Ueberreste rudolphinischer Pracht im Kaisergarten verstümmelten und zerstörten die Bomben und Granaten Friedrichs II. im Jahre 1757.

schloß — Belvedere genannt. — Eine großartige Treppe führt zu einem, durch seinen antiken Styl imponirenden Riesensaal empor, in welchem Bilder und Bildsäulen, Reliefs und Gipsabgüsse sich befanden. Der Boden war mit dem Holze libanon'scher Cedern getäfelt.*)

Kaiser Rudolph, der sich schon im Jahre 1572 einen verdeckten Gang aus seinen Wohnzimmern über den Hirschgraben in den Lustgarten hatte anlegen lassen, pflegte am häufigsten im Ferdinandei'schen Lustschlosse zu verweilen. In diesem Saale war's, wo er sich abwechselnd mit dem Schleifen von Edelsteinen, mit astronomischen und astrologischen Studien zu beschäftigen pflegte.

Der Hirschgraben war parkartig eingerichtet und diente als Thiergarten, woher auch sein Name kommt. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhundertes wurden dort Hirsche unterhalten.

Jetzt ist die ganze alte Königsburg nur ein bleiches Schattenbild von dem, was sie zur Zeit

---

*) Seit drei Jahren werden die Wände dieses jetzt ganz leeren Prachtsaales mit geschichtlichen Frescomalereien von Carl Swoboda und Trenkwald neu geschmückt.

Rudolph's gewesen war. Die Poesie jenes Jahrhundertes, wenn auch mitunter bizarr und abenteuerlich, ist aus den Räumen dieses Schlosses verschwunden und hat einem klösterlich ruhigen, im Stillen nichts als Gutes thuenden Einsiedlerleben Platz gemacht. Jetzt residirt hier Ferdinand der Gütige. — — — — — — — — — — — — — — —

Wir können den Balcon des Belvedere nicht verlassen, ohne zuvor noch einen wehmüthigen Abschiedsblick herniederzuwerfen auf das stolze, ehrwürdige, hundertthürmige Prag, das wie eine steinerne Sphynx zu den Füßen seiner alten ruhmgeschmückten Königsburg liegt und fragend hinaufzublicken scheint, wann die Zeiten des alten Ruhmes wiederkehren. Prag hat eine große glorreiche Vergangenheit. Auf jeder Straße liegt ein Stück Geschichte, aus jedem seiner vielen Paläste schaut ein Stück mittelalterlicher Romantik heraus. Es giebt nach Paris vielleicht keine zweite Stadt, die so überreich an geschichtlichen Rückerinnerungen, an sieggekrönten Reminiscenzen ist als die uralte Königstadt Prag. Sie war's, die nach Frankreich die erste Universität (gegründet 1348 von Kaiser Carl IV.) zum Ruhme der Wissenschaften, zur Ehre des Vaterlandes empor-

blühen sah.*) Ihrem Beispiele folgten dann andere Städte. Prag schritt zu allen Zeiten voran. Es wird auch jetzt nicht zurückbleiben! — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Kehren wir jetzt aus der Sonnenhelle der Gegenwart in das mystische Halbdunkel der Vergangenheit zurück. Hier giebt's noch manchen Schleier zu lüften und manche Thatsache in's rechte Licht zu stellen.

Zwölftes Capitel.

Kaiser Rudolph II. und sein Hofstaat.

Rudolph II. (geboren am 18. Juli 1552 zu Wien) war der erstgeborne Sohn Maximilians II. und Mariens, der Lieblingstochter Carls V. Maximilian hatte, außer Rudolph, noch fünf Söhne: Matthias, Ernst, Maximilian, Albrecht und Wenzel

*) Zu Anfange des fünfzehnten Jahrhundertes war die Prager Universität so berühmt, daß anno 1409 über 20,000 Studenten hier studirten.

und — falls wir nicht irren, nur Eine Tochter, Elisabeth.*)

Rudolph, eilf Jahre alt, war in Begleitung seines zweiten Bruders Ernst nach Madrid an den Hof seines bigotten, finstern, menschenfeindlichen Oheims Philipps II., geschickt und dort unter der Aufsicht seines Obristhofmeisters, Adam von Dietrichstein, (gleichzeitig kaiserlicher Botschafter) und jener seines Gouverneurs, des Obersten Wolf Freiherrn von Rumpf, großentheils von spanischen Jesuiten erzogen worden. Zu Letztern hatte, wenn auch nur kurze Zeit, der eben so berühmte als berüchtigte Verfasser des Werkes ‚De rege et regis institutione,‘ Pater Juan Mariana**) gehört.

---

*) Geboren am 5. Juni 1545, vermählt am 26. November 1570 mit König Carl IX. von Frankreich, Witwe seit dem 21. Mai 1374, starb sie am 22. Januar 1592 in einem Kloster bei Wien im Rufe großer Frömmigkeit. Der berühmte Cardinal Melchior Klehsl hielt ihre Leichenrede.

**) Geboren zu Toledo im Jahre 1537, war der Lehrer nur fünfzehn Jahre älter als sein kaiserlicher Schüler. Das ebengenannte Werk, das viel später (1599) zu Toledo erschien, ward durch Beschluß des Pariser Parlaments am 29. Mai 1610 vor der Notre Dame-

Rudolph, der am Hofe seines Oheims acht volle Jahre geblieben war, hatte dort die ganze Düsterkeit des Characters Philipps II. und die starre Devotion seines ganzen Hofes angenommen und auf diese Weise schon dort den Keim zu seiner in den spätern Jahren seines Lebens mehr und mehr überhandnehmenden Melancholie, Menschenscheu und Menschenfeindlichkeit gelegt. Es ist bekannt, daß die Eindrücke, die man in zarter Jugend in sich aufnimmt, in der Regel die dauerndsten und nachwirkendsten sind. So war es auch bei Rudolph. — Er, der am bigotten Hofe seines Onkels erzogen, matt, mürrisch, hart und düster geworden war, hätte — an jedem andern Hofe herangebildet — vielleicht die ganz entgegengesetzten Eigenschaften angenommen und dadurch sich selbst wie seinem Volke manchen Kummer erspart.

Sein Oheim war frühzeitig mit dem Plane umgegangen, ihn selbst mit seiner Tochter Donna Isabella und dessen Bruder Ernst mit ihrer Schwester, Donna

---

Kirche durch den Scharfrichter verbrannt, weil das Parlament überzeugt war, Francois Ravaillac, der Mörder Heinrichs IV. habe aus diesem Werke Principien vom Königsmord geschöpft.

Catharina, zu vermählen. Mais l'homme propose et Dieu dispose. Der Mensch — gleichwie ob er König oder Bettler ist — macht sich tausend Pläne für die Zukunft, die der König aller Könige — der Allvater Gott — vereitelt und wie Seifenblasenspiel in ein Nichts auflöst. So war es auch bei Philipp!

Neunzehn Jahre alt, hatte Prinz Rudolph urplötzlich so unendliches Heimweh nach seinem lieben, schönen Wien und nach dem freien, fröhlichen Hofe seines in jeder Hinsicht äußerst toleranten Vaters empfunden, daß keine Macht im Stande gewesen war, ihn länger noch am Hofe von Madrid zurückzuhalten.

Das hier und dort wiederholte Gerücht, ‚Don Rodolfo' habe während seines Aufenthalts in Spaniens Hauptstadt ein Paar flüchtige Liebesverhältnisse mit einem der schönsten Ehrenfräulein des Hofes und gleichzeitig mit einer der lieblichsten Elevinen im Erziehungshause eines Stiftes gehabt und Erstere oder, wie Andere erzählen, Letztere zur Mutter seines ersten natürlichen Sohnes gemacht, ist eben so wahrscheinlich als geschichtlich bis jetzt noch nicht erwiesen.

Im Herbste des Jahres 1571 war er von Madrid nach Wien zurückgekehrt, ein Jahr darauf

als König von Ungarn und drei Jahre später (1575) als König von Böhmen gekrönt worden.

Nach dem am 12. October 1576 erfolgten Tode seines Vaters war ihm endlich auch die römisch-deutsche Kaiserkrone anheim gefallen und so war er, vier und zwanzig Jahre alt, unumschränkter Herr über Oesterreich, Steiermark, Tyrol, Ungarn und Böhmen.

Aber gleichzeitig mit seiner Macht hatte auch seine Melancholie zugenommen. Seit dem Tage, an welchem er den Kaiserthron bestiegen, war er Hypochonder und fast träger noch als Friedrich III. geworden.

Aus Hypochondrie hatte er beschlossen, seine Residenz für immer in Prag aufzuschlagen, weil die Lage der Königsburg auf dem Hradschin seiner Gesundheit, für die er schon damals ängstlich besorgt gewesen war, viel zuträglicher als die alte Kaiserburg in Wien zu sein schien.

Die Böhmen freuten sich dieser Wahl. Sie liebten ihren jungen Herrscher mit einer Begeisterung, die beiden Theilen zu gleich großer Ehre gereichte.

Und wahrlich, Rudolph hatte diese Liebe verdient. Er war zu Anfange seiner Regierung gegen Jederman gleich mild, als gerecht gewesen, und hatte

sich gegen Jene, die anders glaubten als er, nicht die kleinste Härte zu Schulden kommen lassen. Es schien, als habe er diese schöne, weise Toleranz in Fragen der Religion von seinem Vater geerbt, der seinen protestantischen Unterthanen fast ganz dieselben Rechte und Freiheiten als den Katholiken einräumte.

Kein Glaubensbekenntniß war irgendwie beunruhigt worden. Selbst die armen Juden, die zu allen Zeiten und fast in allen Ländern der Spiel- und Fangball eben so ungerechter als grausamer Verfolgungen gewesen, lebten unter Rudolph's mildem Scepter in Prag vielleicht eben so ruhig als vor Jahrtausenden in ihrem stolzen, mächtigen Jerusalem. Sie bezahlten willig den vom Kaiser 1594 auf dem Regensburger Reichstage ihnen auferlegten Leibzoll, laut welchem jeder unverheirathete Jude 45 Groschen und jeder verheirathete 3 Schock Groschen jährlich entrichten mußte. Dafür konnten sie ruhig und unangefochten in ihrem Ghetto (in der sogenannten Judenstadt) wohnen und dort ihren Handel treiben nach Belieben. Der Oberrabbi Bezalel Löw, ein eben so frommer als gelehrter und vor Allem in den heiligen Geheimnissen der Kabbala gründlich eingeweihter Mann, war ein persönlicher Freund des Kaisers und hatte stets freien Zutritt bei ihm.

Auch dieser Mann wird im spätern Verlaufe unseres Romanes eine Rolle spielen.

Kaiser Rudolph war trotz seiner jungen Jahren ein in vielen Zweigen des menschlichen Wissens wohl unterrichteter Herr. Vor Allem liebte er die Naturwissenschaften. Erst in späterer Zeit verlegte er sich, verleitet durch seinen vertrauten Umgang mit Tycho de Brahe und dessen Landsmann Christian Longomontanus, wie mit Johannes Kepler, erst auf Astronomie und später auch auf Astrologie. — Seine vielseitigen Kenntnisse verschafften ihm von Seiten der Leute seines Hofes den Beinamen des böhmischen Salomo. Erst in spätern Jahren, als er sich, müde des Regierens, auf Magie, Astrologie und Alchemie warf, erhielt er ein zweites Prädicat. Man hieß ihn den deutschen Hermes Trismegistos.

Kaiser Rudolph war, wie fast jeder Fürst des Hauses Habsburg, in vielen Sprachen bewandert: er sprach deutsch, böhmisch, spanisch, italienisch, französisch und lateinisch, eine dieser Sprache fast eben so geläufig als die Andere.

Sein Aeußeres hatte durchaus nichts Imposantes. Seine Gestalt war klein und dick. Sein Gesicht bleich und eingefallen. Sein Haar, das früh-

zeitig in's Graue hinüberspielen begann, war dünn und spärlich. Das Schönste und Einnehmendste in seiner ganzen Erscheinung waren seine klaren Augen, in welchen eben so viel Scharfblick als Herzensgüte lag.

Selbst in seiner Jugend hielt er nicht viel auf Luxus in der Kleidung. Seine Tracht war sauber, aber einfach. Nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten pflegte er auch darin seine ihm angeborene Liebe zur Pracht zur Schau zu tragen. Letzteres geschah aber nur höchst selten.

Um so glänzender war sein Hofstaat.

Der Oberstkämmerer war sein ehemaliger Gouverneur, der Geheimerath Wolf Freiherr von Rumpf, mit Leib und Seele ein Soldat.

Sein Oberhofmarschall war (seit 1584) Paul Sixtus von Trautson, seit 1589 von ihm in den Grafenstand erhoben, reichbegütert und vor Allem — Lebemann, ein wahrhafter Lucull, über Alles Pracht und Aufwand liebend. Während des Reichstages zu Regensburg hatte er einmal drei Chur- und sieben andere Fürsten an seiner unter der Last der Speisen schier zusammenbrechenden Tafel bewirthet.

Sein Unterkämmerer und vertrauter Rathgeber war der kaiserliche Rath Wenzel Kinsky von Wchynic und Tettau.

Das Amt des Obersilberkämmerers bekleidete Adam von Waldstein (Oheim des später so mächtig und berühmt gewordenen Herzogs von Friedland), das des Untersilberkämmerers Anton Freiherr von Spaur.

Der Oberstabelmeister, (so genannt von dem Stabe, mit welchem er bei Auftragung der für die kaiserliche Tafel bestimmten Speisen voranschritt) war Anton Graf von Arco aus einem altbayer'schen Geschlechte.

Unter ihm standen nicht weniger als fünfzehn kaiserliche Mundschenken (darunter Graf Pietro Collalto, aus dem Venezianischen, und Graf Alfonso Montecuculi aus dem Modenesischen — Letzterer ein Vorfahr des später so berühmt gewordenen Feldherrn Raimondo Montecuculi.)

Außerdem standen unter dem Befehle des Oberstabelmeisters noch 25 kaiserliche Vorschneider und 50 Panatiers und Truchsesse, darunter Albrecht, Graf von Oettingen, Hans Reuß von Plauen und Christoph Burggraf von Dohna.

Als Eleemosynarius des Kaisers fungirte Jacob Chymarhäus, Probst von Leitmeric und Sanct Severin in Cöln. Zu den fünfzehn Hofcaplänen

gehörte Michel Olivier, Maltheser-Commandeur von Mecheln.

Die kaiserlichen Leibärzte waren, nach und nach, Pietro Andrea Matthioli (geb. 1500 zu Sienna, gest. 1577 zu Prag), dann Adam Huber von Riesenbach.*) An deren Stelle traten die uns bereits bekannten Aerzte Thaddäus von Hájek, Christoph Guarinonius und Michael Mayer. In späteren Jahren trat noch ein vierter und fünfter hinzu: Anselmus Boethius (de Boodt) aus Brügge in Flandern, nebenbei auch Alchemist und Verfasser eines im Jahre 1609 erschienenen Tractats ‚de gemmis et lapidibus‘ und Martin Ruland geb. 1569 zu Lauingen, im achtzehnten Jahre in Basel zum Doctor promovirt, 1594 Physicus zu Regensburg, (wo der Kaiser ihn kennen gelernt hatte, und (1607) am Hofe Rudolph's.

Noch zahlreicher war der Troß seiner Dienerschaft. Von Letzterer nennen wir nur vier seiner vertrautesten Kammerdiener; Hans Marquard, genannt Dürbach, Martin Rutzke, Johannes Frank

---

*) Er ists, dem die slawische Litteratur eine böhmische Uebersetzung der ‚Schola Salernitana‘ und auch einige medicinische Originale zu verdanken hat.

und Mardochäus de Delle aus Vitri im Mailändischen. Letzterer war zugleich auch etwas Hofpoet. Er brachte die Geschichten der rudolphinischen Adepten, zur Belustigung ihres kaiserlichen Beschützers, in deutsche Reime, zu welchen mehrere Hofmaler prachtvoll illuminirte Bilder anzufertigen vom Kaiser beauftragt wurden.

Zu der Zahl der eigentlichen Hofpoeten gehörte auch Simon Lomnický von Budeč, ein vom Kaiser Rudolph allerhöchst eigenhändig gekrönter Dichter Böhmens.

Unter den kaiserlichen Hofcomponisten befand sich der Hofcapellmeister Filippo da Monte und Andrea Mosto aus Venedig*), dann Johann Leonhard Haster aus Nürnberg. Letzterer, der später von Rudolph's Hofe in die Dienste Christians II., Churfürsten von Sachsen übertrat, hat sich als Tondichter vieler vier- fünf- und sechsstimmigen Kirchenfest- und anderer Gesänge bekannt gemacht.

Die Zahl der übrigen Hofkünstler aus den Niederlanden Spanien, Italien und Deutschland, die

*) Seine irdische Hülle ruht gleichfalls in den Kreuzgängen des Augustinerklosters St. Thomas.

am Hofe des Kaisers ein sorgenfreies Asyl und ein gastfreies Obdach auf dem Hradschin gefunden hatten, ist dem Leser aus der Beschreibung des goldenen Gäßchens theilweise bekannt.

Außer diesen Allen war auch noch Bartholomäus Reisacher, als Mathematicus, Kalendermacher und Münzsammler bei Hofe angestellt.

Nachdem wir Denen, die uns weiter zu folgen geneigt sind, einen schwachen Umriß von der Burg, von dem Kaiser und von seinem Hofstaate zum nothwendigen Verständnisse der nachfolgenden Scenen unserer Erzählung gegeben, eröffnen wir von Neuem die Belagerung, das Interesse unserer Leser und lassen nun neue Batterien der Wahrheit und Dichtung spielen, um ihn, wenn auch nicht für uns, doch für eine unserer Heldinnen — Eva von Lobkowic — einzunehmen. Möge das Letztere uns nicht mißlingen!

Dreizehntes Capitel.

Der Gang nach dem Hradschin.

Es war ein kalter, heller Februartag.

Der Schnee lag höher als gewöhnlich auf den

Dächern und Straßen der Dreistadt Prag, als gegen zehn Uhr Morgens aus den Thorflügeln eines in der Nähe der Thomaskirche gelegenen Herrschaftshauses ein Staatswagen langsamen Schrittes auf die wie mit einem schimmernd-weißen Leichentuche überspannte Straße hinaus in der Richtung nach dem Rathhausplatze fuhr.

In diesem Wagen saß allein und in tiefes Nachdenken versunken, eine vom Haupte bis zu den Füßen in Trauerkleidung gehüllte Dame.

Diese Dame war Eva von Lobkowic. Sie trug eine schwarze Sammetrobe.*) Ihre ganze hochpoetische und tragische Erscheinung gewährte den betrübenden Anblick einer vom Sturme zerknickten Lilie, die nach ewiglangen Wochen heute zum ersten Male ihre bis

---

*) In früheren Jahren war es in Böhmen üblich gewesen, die weiße Farbe als Zeichen der Trauer zu gebrauchen. Erst nach dem am 27. Januar 1547 erfolgten Tode der von den Böhmen wahrhaft vergötterten Landesmutter Anna, der Tochter Wladislaws II., Gemahlin Kaiser Ferdinands I., erschien, um deren Andenken auf ganz besondere Weise zu feiern, der lange unabsehbare Leichenzug zum ersten Male in schwarzer Kleidung. Seit dieser Zeit (1547) war die schwarze Farbe auch in Böhmen die Farbe der Trauer geworden.

dahin von tiefem Schmerze niedergebeugte Blüthenkrone erhob und mit einem Blicke unendlicher Wehmuth auf die in starrem Winterschlafe gefangenliegende Natur hinaussah.

Auch in ihrem Herzen war es Winter. Es sproßte darin kein grüner Zweig. Jede Hoffnung, jede Freude schien darin erstarrt zu sein. Es schlug wohl, aber lebte nicht. Es litt, aber es murrte nicht. Ihr Herz war eine Transscription eines alten Liedes, das in diesem Augenblick wie ein leise verhallender Schmerzensaccord unser eigenes Herz durchzittert nud also lautet:

Mein Herz, du gleichst der Trauerweide,
Die einsam und verlassen weint,
In nächtlich öder Winterheide,
Die nie ein Sonenstrahl bescheint.

Kein Vöglein singt in deinen Zweigen,
Die ewig düster, bang und schwer,
Wehmüthig sich herniederneigen
In meiner Thränen stilles Meer.

Kein neuer Frühling kann verjüngen
Die rasch verwelkte Jugendkraft,
Kein Zauber kann die Macht bezwingen,
Die deinen Lebensmuth erschlafft.

Du armes Herz kannst nie gesunden,
Dein tiefer Gram ist uferlos,

Du blutest still aus tausend Wunden,
Dein Schmerz, mein Herz ist riesengroß.

Du krankes Herz, hör auf zu klagen,
Ertrage muthig deine Qual.
Nur Einem, Einem darfst du sagen,
Was Ruhe dir und Frieden stahl.

Das war die Stimmung, in welcher die heldenmüthige Tochter des auf Elbogen gefangenen Oberſthofmeisters zu dem Urheber ihrer Qual, zum Kaiser Rudolph fuhr.

Es schien ihr, als zöge sie freiwillig nach dem Richtplatze. Ihre Ohren hörten mit Einem Male alle Glocken Prags schlagen, ihr in waches Träumen versunkenen Augen erblickten zu beiden Seiten des auf dem eiserstarren Boden knarrenden Wagens lange von neugierigen Zuschauern gebildete Spaliere, Kopf an Kopf Menschen zusammengedrängt, die sich aufgestellt hatten, um eine unschuldige Verbrecherin, welche hingerichtet werden soll, zu sehen und ihr, trotz des rauhen Winters, frische Frühlingsblumen als stumme Dolmetscher ihres tiefgefühlten Mitleids zuzuwerfen und ihr dadurch den letzten schweren Weg nach dem Schaffote zu erleichtern.

In demselben Augenblick langte der Wagen auf dem Kleinseitner Ring an.

Dort erhob sich einer jener drei, in Form eines griechischen Γ construirten Galgen, welche Kaiser Rudolph hier, auf dem Altstädter Ringe und auf dem Roßmarkte hatte aufrichten lassen als abschreckende Warnungszeichen für die in Prag bedrohlich um sich greifenden Italienischen und Spanischen Meuchler-Banden.

Der Anblick dieses Galgens erschreckte sie. Sie, die so rein wie der erste Cherub zur Rechten Gottes war, sie fühlte ihr unschuldiges Blut erstarren vor diesem Zeichen menschlicher Justiz, die weder Mitleid noch Erbarmen, sondern das nur kennt, was sie Recht nennt.

— Giebt's denn noch Gerechtigkeit hier auf Erden, fragte sie sich und erbebte, weil sie fortwährend an jenen Act der Uebereilung zurückdachte, der das Haupt ihres edlen Vaters getroffen hatte. Bald werd' ich Gewißheit davon haben. Giebt Er meinem Vater die Freiheit wieder, dann soll mein ganzes Leben fortan ein Gebet für Sein Wohl sein; gewährt er mir aber nicht die erste und auch letzte Bitte, die ich Ihm an's Herz lege, dann, großer Gott, dann — — —

Sie hielt inne und versank in neues Schweigen.

Auf dem ‚Wälschen Platze' angelangt, ließ sie ihre von Thränen gerötheten Augen auf die Sanct

Nicolaus-Kirche ruhen. Sie war zu jener Zeit die Hauptkirche der kleinseit'ner Utraquisten; im Innern derselben befand sich damals ein Altar, geweiht dem Andenken des Magister Johannes Hus.

— Auch Er war ein Märtyrer! schluchzte Eva, der Wagen erreichte jetzt die Sporengasse.

Der Bader Procop stand vor dem Eingange seines Ladens und erkannte den Wagen des ehemaligen Obersthofmeisters an dem an beiden Seiten befindlichen Wappen.

— Da fährt seine arme Tochter hin! sprach er gerührt zu sich selbst und wischte sich mit dem Rükken der Hand eine Thräne aufrichtigen Mitleids aus dem Auge. Was aber wird es ihr nützen? setzte er betrübt hinzu und sah dem Wagen so lange nach, bis er aus seinem Gesichtskreise verschwand.

Und je näher Eva ihrem Ziele kam, desto beengter wurde ihr Athem, desto schwerer ward es ihr um's arme Herz, das aus Angst und Erwartung so laut zu schlagen begann, daß sie statt Eines Herzens zwei zu hören wähnte. Die Gefühle, die sie bestürmten, waren so peinlicher Art, daß es Augenblicke gab, in welchen sie einer Ohnmacht nahe war. Aber muthiger als je raffte sie sich rasch wieder empor, sich selber ermuthigend mit den Worten:

— Nein, nein, nur jetzt, nur jetzt nicht! Ich will, ich muß stark sein, sonst ist ja Alles verloren!

Da hielt der Wagen vor dem Eingange des Burgthors. Zitternd an allen Gliedern stieg sie aus, schritt mit zur Erde gesenktem Antlitz, scheu und schüchtern wie ein junges Reh, das in der Nacht des Waldes sich verirrt hat, über den Burghof und trat, mit der ganzen Macht ihres Willens neue Fassung sammelnd, in die Burg ein.

— Ich wünsche den Kaiser zu sprechen! sagte sie zu einem Officiere, der ihr entgegen trat.

Der Mann hatte sie sofort erkannt.

— Folgt mir gefälligst, mein gnädigstes Fräulein, bat er und schritt ihr voraus die breite Treppe hinan, sich häufig umblickend, um zu sehen, ob er nicht zu schnell für sie hinaneile und ob sie ihm so rasch nachzufolgen im Stande sei. Er hielt einige Secunden, um ihr Zeit zu gönnen, ihn einzuholen.

Oben angekommen sprach er, ohne daß Eva es hören konnte, mit einem der diensthabenden Kammerherren und einige Augenblicke kehrte er zu Eva zurück mit den Worten:

— Tretet dort ein, mein gnädiges Fräulein.

— Ich danke Euch, mein Herr, entgegente Eva und folgte seinem Fingerzeige.

Eine Viertelstunde mußte sie dort harren. Dann ward die große Thür geöffnet . . . dann stand sie vor dem Kaiser.

— Ich grüße Euch, Eva von Lobkowic! sprach Rudolph, der stehend, sie in seinem Arbeitsgemach empfing.

Sie verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wagte nicht, ihr Auge aufzuschlagen.

— Tretet getrosten Muthes näher heran. Ihr seid noch schwach und angegriffen. Ich bitte Euch, sprach der Kaiser auf einen vergoldeten Armsessel zeigend, der ganz in seiner Nähe stand, hier Platz zu nehmen.

Eva folgte schweigend der huldvollen Einladung.

— Sagt nun, Fräulein, was Euch zu mir führt.

— Euer großes edles Herz, mein Kaiser und Herr, wird dieß längst errathen haben: die heilige Pflicht dankbarer Kindes-Liebe . . .

Ihr wollt von Eurem Vater sprechen. Es thut mir weh, sehr weh, Euch sagen zu müssen, daß ich von ihm nichts hören mag . . .

— Und warum nicht, mein kaiserlicher Herr?

— Weil die Erinnerung an ihn mich — wider meinen Willen — zu neuem Zorne reizt . . .

— Was hat mein armer Vater denn verbrochen?

— Wie, Eva, könnt Ihr so mich fragen? Soll ich Euch denn ewig kränken?

— Ihr kränkt mich nicht, wenn Ihr die Wahrheit mir erzählt.

— Wohlan, dann hört mich. Euer Vater, den ich — wie Ihr selber wissen werdet, mit vielfachen Beweisen meiner Gunst und meines vollen Vertrauens überhäuft, hat Letzteres — zu meinem tiefsten Schmerze — leider nicht gerechtfertigt . . .

— Ihr thut meinem Vater himmelschreiendes Unrecht! rief Eva aufbrausend in edler Erbitterung.

— Unterbrecht mich nicht, mein holdes Kind, und geruht, mich ruhig anzuhören . . . Ich hatte Euren Vater sowohl als dessen Bruder zu den höchsten Würden des Königreichs emporgehoben, in der Voraussetzung, daß sie, treue Diener ihres kaiserlichen Herrn und Gebieters, seine Vorliebe für sie wenigstens nicht durch Undank und Verrath belohnen würden . . .

— Ihr sprecht von Undank, von Verrath? — unterbrach ihn Eva.

— Laßt mich vollenden, bitte ich Euch. Kennt Ihr es anders nennen als Undank und Verrath, wenn ich Euch ins Gedächtniß zurückführe, daß Euer Oheim, der ehemalige Oberstlandrichter von Böhmen,

auf dem letzten Landtage auf Abschaffung einer Reihe größentheils eingebildeter Beschwerden drang, bevor er und sein Anhang sich entschließen könne, in die Contribution zu Unserem Kriege mit dem Türken einzuwilligen. Nun, frage ich Euch selbst, Eva, wenn der Präsident der königlichen Kammern den übrigen Mitgliedern eines ewig unzufriedenen Landtags mit solchem Beispiel der Perfidie und Felonie voranzugehen sich erkühnt, ob Ich, der Kaiser, dann nicht berechtigt bin, solch einen Mann des gröbsten Undanks für meinen Feind zu halten?

— Das that mein Oheim, kaiserlicher Herr. Was aber hat mein armer Vater gegen Euch verbrochen?

— Noch viel Schlimmeres! Noch weit Härteres! Auf dem Reichstage zu Regensburg hat er im Angesichte der drei Chur- und sieben anderer Fürsten die nächsten treuen Räthe meiner Krone fälschlich angeklagt, die frommen Väter Jesu auf Kosten aller übrigen Orden der Kirche begünstigt, ihnen ausschließlich alle Lehrstühle der Prager Hochschule, deren Flor und Gedeihen Uns so nah am Herzen liegt, eingeräumt und Einen aus ihrer Reihe zu meinem Beichtvater erwählt zu haben. — Was würdet Ihr von mir denken, Eva von Lobkowic, wenn es

mir eingefallen wäre, Euch einen Vorwurf daraus zu machen, daß, statt einem Jesuiten Ihr einem Augustiner oder Dominikaner die Beichte Eures frommen Herzens anvertraut? Bin ich denn nicht Kaiser und als Solcher nicht mindestens eben so frei als jeder meiner Unterthanen? Was also berechtigte Euern und gerade Euern Vater, den Obersthofmeister meines Königreichs, mir daraus einen so bitterhämischen Vorwurf zu machen? Beantwortet mir, Fräulein Eva, diese Frage.

— Er meinte es ehrlich mit Euch: Er schenkte der Stimme des Volkes Gehör und überzeugte sich von jedem Tage mehr und mehr, daß der lawinenartig anwachsende fremde Einfluß es allmälig dahin gebracht hatte, daß an die Stelle wahrhaft christlicher Duldung bald Unduldsamkeit, an die Stelle der zum Wohle des Volkes nothwendigen Aufklärung arg verblendetes, engherziges Hindrängen zum Rückschritt getreten und daß durch die bösen Rathschläge mancher der sogenannten treuen Räthe Eurer Krone Ihr, mein erlauchter Kaiser und Herr, Ihr — noch vor Kurzem der abgöttisch verehrte Hord des Volks — erlaubt mir, es Euch zu gestehen — ein Gegenstand unverdienten Hasses geworden seid. Das war's, was meinen Vater angetrieben

hatte, den Räthen Eurer Krone, die jene unheilvolle Umwandlung im Herzen Eurer Unterthanen hervorgerufen, die Augen zu öffnen und ihnen den tiefen Abgrund zu zeigen, in welchen ihr blinder Eifer Euch hineinzustürzen droht.

— Ihr sprecht sehr weise, schönes Kind. Aber während Ihr das schwere Unrecht Eures undankbaren Vaters beschönigt, verkleinert Ihr ohne Grund die Verdienste jener Männer, die, das Wohl der Kirche wie des Staates als ein untheilbares Ganzes vor Augen habend, der sogenannten Aufklärung, die ungezügelt sehr leicht in Atheisterei auszuarten pflegt, den offenen Kampf erklären. — Wollte ich trotz dem Eurem Vater seinen allzuheißen Eifer für diese sogenannte Aufklärung vergeben, kann ich ihm — urtheilet selbst! — auch das vergeben, daß er sich gegen mich — seinen Herrn, seinen Wohlthäter — einläßt in hochverrätherische Verschwörungen?

— Das, schwöre ich, ist eine Unwahrheit!

— O schwöret nicht, mein holdes Kind! Ihr könntet, ohne zu wollen, einen Meineid begehen. Aus unverfälschten Acten, die uns aus Rom eingeschickt, habe ich mit eigenen Augen die sonnenklare Ueberzeugung gewonnen, daß er seit Jahren im Verein mit seinem Bruder, der aus bösem Gewissen die

Flucht ergriffen, langsam, heimlich, aber desto sicherer darauf hingearbeitet hat, mich — den Kaiser! — vom Throne zu stürzen.

— Man hat, so wahr ein Gott über uns lebt, Euch bethört, arg bethört, Euer sonst so klares Auge mit Blindheit geschlagen, um meinen armen unschuldigen Vater zu vernichten.

— Er unschuldig? wiederholte Rudolph mit Bitterkeit. Ich bin fest vom Gegentheile überzeugt.

— Nun, wenn Ihr dieß wirklich seid, mein kaiserlicher Herr, warum laßt Ihr den Schuldigen, der nun schon zehn volle Wochen unverhört in seinem Kerker schmachtet, nicht vor seine Richter stellen?

— Das soll geschehen, mein holdes Kind!

— Aber wann, wann? fragte Eva gereizt.

— Sobald die nothwendige Voruntersuchung geschlossen ist . . .

— Das kann also noch lange währen?

Rudolph zuckte die Achseln und schwieg.

— Habt Erbarmen, Herr, flehte Eva vom Stuhle sich zu des Kaisers Füßen niederlassend.

— Steht auf, steht auf, schöne Eva. Ich kann solchen Engel nicht vor mir knieen sehen, sprach der Kaiser und versuchte, sie emporzurichten.

— Richt eher, Majestät, bis Ihr meinen Vater begnadigt habt . . .

— Wie, Ihr wollt mir Zwang auflegen? Wie gefiele es wohl Euch, wenn ich Euch eine Gunst, um die sich seit Jahren schon vergebens buhle und die Ihr mir bis jetzt hartnäckig verweigert habt, mit Gewalt abzuzwingen mich erkühnte?

— Ich verstehe Euch nicht, sagte Eva, noch immer auf ihren Knieen liegend und ihm fest in's Auge schauend.

— Soll ich mich deutlicher erklären? fragte der Kaiser, sie mit zärtlichen Blicken betrachtend.

— Nein, nein, um Gotteswillen nein! bat Eva, tief erschreckt aufspringend.

— Ihr wollt mein Flehen also nicht erhören?

— Nie und nimmer mehr! schwur Eva tief-empört.

— Dann bleibt Euer Vater mein Gefangener.

— O seid nicht grausam!

— O so flehe auch ich zu Euch!

— Ich bitte und beschwöre Euch bei der Liebe zu Eurer Mutter, bei der Asche Eures großen Vaters, bei Allem, was Eurem kaiserlichen Herzen lieb und heilig ist, die Bitte einer von aller Welt lieblos verlassenen Tochter zu erhören und ihrem Vater

als Act der Gnade, für die sie Euch ewig, ewig dankbar zu sein gelobt, die Freiheit zu schenken!

— Eva, sagte Rudolph tiefgerührten Tones, ich bitte und beschwöre Euch bei der Liebe zu Eurer Mutter, bei der Rettung Eures Vaters, bei Allem, was Eurem großen, edlen Herzen lieb und heilig ist, die Bitte Eures Kaisers, Eures väterlichen Freundes zu erhören und den Mann, der Euch seit Jahren mit der ganzen Gluth einer ersten Liebe liebt, als Act der Gnade, für die er Euch ewig, ewig dankbar zu sein gelobt, das Glück Eurer Knechtschaft zu schenken!

— Großer Gott, was muß ich anhören? rief Eva verzweifelnd die Hände ringend.

— Eva, betrachtet dort jenes große Bild. Es ist von einem der ersten Meister der französischen Schule, ein großes, unvergleichlich edel gedachtes und ausgeführtes Kunstwerk. Schaut wie in einen Spiegel hinein. Dort jenes bleiche, zitternde, engelreine Wesen ist Diana von Breze, Gräfin von Mauleyrier.

— Tochter des zum Tode verurtheilten Grafen von Saint-Vallier.

— Ihr kennt also diese Geschichte?

— Leider kenne ich sie! stöhnte Eva.

— Dann wißt Ihr auch, welchen Opfers sie fähig gewesen war, um sich von Franz dem Ersten, der sie geliebt, wie ich Euch liebe, die Begnadigung ihres greisen, unglücklichen Vaters, dessen Kopf dem Beile des Henkers verfallen war, zu erkaufen.

— Um solchen Preis, Sire, erkauft Eva von Lobkowic nimmermehr die Freiheit ihres Vaters, rief sie voll edeln Stolzes, ihren Blick von jenem Bilde mit Verachtung abwendend.

— Dann, Eva, ist Euer Vater verloren!

— Nein, nein, ich kann, ich mag's nicht glauben, daß Ihr für die Ehre und das Leben eines Vaters die Schmach und den Tod seiner Tochter begehren könnt. Ihr habt ein größeres Herz als jener erste Franz von Frankreich, dessen Anblick mich mit tiefem Abscheu gegen ihn und das Opfer seiner Liebe erfüllt. Er war der Sohn Carls von Orleans und Louisens von Savoyen, Ihr, mein Herr und Kaiser, seid der Sohn Maximilians II. und Mariens von Spanien. Ihr werdet das geheiligte Andenken an Euern glorreichen Vater nicht durch eine That solcher Art beflecken. Ihr werdet, ein weit größerer Sieger als jener Franz, Euch selbst besiegen und meinem Vater auch ohne jenes Opfer,

das Ihr begehrt, dem Leben und der Freiheit wiedergeben.

— Nimmermehr! Nimmermehr! gelobte sich Rudolph im Auflodern seiner glühenden Leidenschaft, in der Aufwallung seines Zornes gegen ihren Vater.

— Dann hab' ich nichts mehr hier zu suchen! sagte Eva und wollte gehen.

Der Kaiser hielt flehend sie zurück.

— Eva, scheidet nicht so von mir. Laßt mir wenigstens den Trost, daß es dem treuesten Eurer Sclaven, der sich mit magischer, unzerreißbarer Gewalt an dem Siegeswagen Eurer Schönheit, Eurer Tugend, Eurer Engelreinheit festgeschmiedet fühlt, wenn auch nach Jahren erst, gelingen werde, sich Eure Verzeihung zu erwerben, sich Euer Mitleid zu gewinnen, sich Eure Liebe zu erringen!

— Nimmermehr! Nimmermehr! gelobte sich nun auch Eva ihrerseits.

— Gebt mir Ein Wort des Trostes! flehte der Kaiser.

— Und welchen Trost gebet Ihr mir? fragte Eva.

— Den, daß ich Euch Alles verzeihe!

— Ich habe nichts verbrochen! entgegnete die Tochter des Oberſthofmeisters, dem Kaiser stolz den Rücken kehrend und ohne Gruß, ohne Wort des

Abschieds, ihn verlassend. —

Rudolph versank in dumpfes, starres Hinbrüten. Nach einer Weile sprang er auf, eilte an's Fenster und riß es heftig auf, um ihr nachzusehen.

Zu spät! Sie war bereits aus dem Schlosse. Da schlug er ergrimmt das Fenster zu und sagte, um seine Härte vor sich selbst zu entschuldigen:

— Sie ist so hochmüthig wie Er! Kalte, stolze, herz- und lieblose Eva! Undankbarer Hochverräther! Dich rettet jetzt keine Macht mehr. Fort, fort mit dieser traurigen Geschichte. Rasch hin zu meinem Löwen Ottokar!

Vierzehntes Capitel.

Der Arzt und der Künstler.

Erst einige Zeit nach jener fruchtlosen Audienz, aus welcher Eva, zerschmettert an Leib und Seele, in ihre einsam-verlassene Wohnung heimgekehrt und vor einem Crucifixe auf ihren Betschemel niedergesunken war, um dem Heiland inbrünstig zu danken für die Seelenstärke, die nur der Glaube an Ihn,

der unschuldig für die ganze Menschheit gelitten, ihr verliehen hatte, einige Zeit also nach jenem Gespräche mit dem Kaiser war Doctor Johannes Jessenius von seiner frommen Wallfahrt und einer Reise nach Wittenberg zurückgekehrt und bald nach seiner Ankunft zu dem Fräulein von Lobkowic geeilt, um nach ihrem Befinden und nach dem Resultate ihrer Zusammenkunft mit Rudolph Erkundigung einzuholen.

— Ich habe Euch lange, sehr lange, schmerzlich vermißt, sagte Eva traurig ihm entgegeneilend und mit warmer Dankespflicht ihre krankhaft weiße Hand entgegenstreckend. Ich glaubte, Ihr hättet die Tochter Eures Freundes ganz und gar vergessen. Sagt mir, wo wart Ihr so lange?

— Ich war verreist, mein gnädiges Fräulein.

— Nennt mich lieber Euer folgsames Kind. Ich habe genau an jeder Eurer Anordnungen festgehalten und befinde mich jetzt ziemlich wohl.

— Das freut Keinen mehr als mich . . .

— Und wo wart Ihr, lieber Doctor?

— Ich war in Mariaschein.

— Und was hatte Euch dorthin geführt?

— Ein heiliges Gelübde, mein folgsames Kind!

— Ein Gelübde? Darf ich's wissen?

— Erlaubt, daß es mein Geheimniß bleibe . . .

— Ich mag es Euch nicht entreißen, mein theurer Freund, mein Lebensretter! sagte Eva, ihm innig beide Hände drückend.

— Ach, edles Fräulein, beschämt mich nicht. Nicht meine eitle Kunst, nur ein Wunder des Himmels konnte Euch retten . . .

— So spricht auch der Neid Guarinon's. . . .

— O er hat Recht, vollkommen Recht!

— Ihr seid bescheiden, wie jedes wahre, große Talent!

— Verkennt mich nicht, mein liebes Fräulein. Ich bin nur ein Arzt, wie's deren wohl noch Viele in Eurer gelehrten Vaterstadt giebt.

— Ihr seid auch ein edler Mann . . .

— Wie's deren Tausend giebt, mein Kind!

— O sagt dieß nicht, wenn Ihr wollt, daß ich Euch nicht zürnen soll. Wo fände sich so viel tiefes Wissen mit so viel edler Uneigennützigkeit vereint wie bei Euch. Ihr habt einen hellen Blick und was mehr als dieser sagen will, ein helles Herz.

— Was hattet Ihr ausgerichtet beim Kaiser? fragte Jessenius, um auf die Hauptsache seines Besuches zu kommen.

— Nichts!

— Was sagte er Euch? fragte er verwundert.

— Viel, sehr viel!

— Erzählt, wenn ich bitten darf . . .

— Doctor, erspart mir diese Qual!

— Vermuthlich sagte er . . . .

— Dinge, die ich Euch nicht zu wiederholen wage, aus Furcht, zu erröthen und Euern edlen Ingrimm wachzurufen.

— Jetzt weiß ich Alles!

Es trat eine kurze Pause ein.

— Und was habt Ihr nun beschlossen? fragte der Arzt, sie wehmüthig anblickend.

— Auf Gottes Hilfe zu hoffen . . .

— Hilf Dir, sagt ein Weiser, und der Himmel wird Dir helfen. Wir dürfen die Hände nicht ruhig in den Schooß legen und Alles einzig und allein von des Himmels Hilfe erwarten. Wir müssen arbeiten an unserm Wohl!

— Was rathet Ihr mir zu thun? fragte Eva beschämt.

— Ich muthe Euch ein neues, noch viel härteres Opfer zu.

— Sprecht! Aus Eurem Munde darf ich Alles hören . . .

— Ihr kennt Gräfin Maria Magdalena . . .

— Bis jetzt nur dem Namen nach . . .

— Desto besser für Euch! Ihr wißt, daß sie bei dem Kaiser in ganz besonderer Huld und Gnade steht und mehr Einfluß hat auf sein Herz, als sein ganzer Hofstaat . . . .

— Das weiß ich!

— Ihr müßt hin zu ihr!

— Zu ihr? wiederholte Eva, sich abwendend.

— Es bleibt Euch nichts anderes übrig . . .

— Himmel, was soll ich bei Ihr?

— Ihre Verwendung anflehen für die Befreiung Eures Vaters . . .

— Sie wird mich abweisen lassen . . .

— Das wird sie nicht, verlaßt Euch darauf! Die Neugier, Euch kennen zu lernen, wird sie antreiben, Euch vorzulassen.

— Und was soll ich ihr sagen?

— Was Euer Herz Euch eingeben wird.

— Ihr habt Recht, mein väterlicher Freund. Noch heute will ich hin zu ihr!

— Das wäre vergeblich, denn gestern Abend ist sie nach der Erkundigung, die ich eingezogen, dem Kaiser nach Carlstein gefolgt . . .

— Doch wann kehrt sie zurück?

. . — Das sei, hieß es, noch unbestimmt. Der

Kaiser zeigt ihr die dortigen Sehenswürdigkeiten und fährt dann mit ihr und einigen seiner vertrautesten Diener, zu welchen der Maler Johann von Aachen gehört, der sie malen soll, nach Brandeis, dann geht der Hof, sagt man, nach Pilsen.

— Und die Gräfin? fragte Eva gespannt.

— Vermuthlich folgt sie ihm dorthin . . .

— Sie ist die Sorel dieses Carls . . .

— Er ist der Heinrich dieser Gabriele d' Estrees . . .

— Sie ist gefürchtet und verhaßt . . .

— Und dennoch besser ihr Ruf!

— Ihr flößt mir Vertrauen zu ihr ein . . .

— Gott gebe, daß es Euch nicht täuschte! Und dennoch müßen wir Alles versuchen. Ich sage Euch, wenn die Gräfin zurückgekehrt . . .

— Dann fliege ich hin zu ihr!

— Ich kam, um Euch dieß zu rathen, sagte der Arzt und ging.

Eva von Lobkowic war wieder allein.

Erst jetzt, nach so langer Zeit, erinnerte sie sich endlich des Blumenbouquets, die während der letzten Zeit ihrer Wiedergenesung allmorgentlich ein der Pförtnerin unbekannter Mann ihr hatte überreichen lassen und die seit dem schon lange verwelkt waren.

Jetzt erst fingen jene Zeichen rührender Theilnahme sie von Neuem zu interessiren an.

— Wer mag der Unbekannte gewesen sein? fragte sie sich, nachdem sie, in der tiefen Trauer ihres Herzens, seit jener Zeit nicht mehr an ihn gedacht hatte.

Darauf ließ sie die Pförtnerin rufen.

— Hat jener fremde Mann mit den Blumen sich seit dem wieder bei Dir sehen lassen?

— Nein, liebes Fräulein.

— Und wie lauteten seine Worte, als er das letzte Mal zu Dir gekommen war und Du ihn um seinen Namen gefragt hattest?

— Sagt Ihr, diese Blumen kämen von I h m!

— Ich danke Dir, sagte Eva und entließ sie. Weh mir, welche Ahnung! rief sie aus, als Jene sie verlassen hatte. Diese rührende Aufmerksamkeit, die mir während der letzten Tage meiner Krankheit oft einen augenblicklichen Trost in meinen schweren Leiden gewährt, alle jene Bouquets kamen . . . v o n I h m!

Sie wagte den Namen Dessen, den sie meinte, niemals auszusprechen, um sich nicht stets auf's Neue der Schmach zu erinnern, die E r ihr zugemuthet.

Jetzt hatten jene Blumen, jene stumme und doch so beredsame Theilnahme aufrichtiger Anhäng-

lichkeit keinen Werth mehr für sie, nicht weil sie seitdem längst verwelkt waren, sondern darum, weil Er sie geschickt hatte. Sie wollte in's Vorzimmer hinauseilen und jene Bouquets, die seitdem noch immer in der Vase standen, hinwegnehmen lassen, um durch deren Anblick, der ihr früher so lieb und werth gewesen war, nicht mehr erinnert zu werden an Ihn!

In demselben Augenblick ward ein Mann angemeldet.

— Sein Name? fragte Eva von Lobkowic.

— Der Fremde nennt sich Alexander Colin.

Bei diesem Namen erbebte sie leise. Bald aber faßte sie sich und sagte zur Dienerin:

— Laß ihn in die Bibliothek eintreten. Dort mag der ‚Fremde' mich erwarten.

Die Dienerin ging und Eva blieb. Sie bedurfte eines Augenblicks, um sich zu sammeln.

— Was mag er von mir wollen? fragte sie sich ängstlich und beklommen. Hatte ich ihm nicht auf dem letzten Hoffeste, bei dem Jener mich mit seinen Blicken verschlang, rund heraus erklärt, daß ich ihn nicht lieben kann, nicht lieben darf, nicht darum, weil er bürgerlicher Abkunft, nicht darum, weil er ein armer Künstler, sondern weil er — was ich leider zu spät

für meine Ruhe und die Seinige erfahren hatte, der Gemahl einer Andern ist. Wäre er frei dieser Mann, ich würde ihn lieben mit allen Kräften meiner Seele, eben weil er Künstler ist, und welch' ein Künstler! fügte sie mit einem edeln Stolze hinzu, der ihre bleichen Wangen mit lichtem Incarnat angehaucht. Ich würde mich glücklich schätzen in seinem Besitze, gleichviel ob er nur der Sohn eines Bürgers ist und keinen andern Reichthum hat als sein schönes, seltenes, großartiges Talent. Er ist ja ein gefeierter Künstler! Und sind nicht Kunst und Liebe ein holdes Zwillingsschwesterpaar? Aber Alexander Colin ist nicht mehr frei, und nie wird die einzige Tochter des Obersthofmeisters, Eva von Lobkowic, sich so weit vergessen, einen Mann zu lieben, der, wäre er selbst König oder Kaiser, einer Andern — einer Glücklicheren, als ich es bin! — Treue geschworen hat bis zum Tod. Nun ist mein Herz gepanzert und gestählt. Jetzt kann ich hören, was er will.

Sie trat unbefangen in die Bibliothek.

— Ich grüße Euch, mein wackerer Künstler, sagte sie zu dem Bildhauer, der schweigend sich vor ihr wie ein gläubiger Katholik vor der Statue seiner Schutzheiligen verneigte. Verzeiht, daß ich Euch so lange warten ließ. Sagt mir nun, Meister Colin,

was führt Euch zum ersten Male in die Wohnung meines Vaters?

— Der verzeihliche Wunsch, mich zuerst nach Eurem Befinden (denn Ihr wart lange krank gewesen) und dann nach dem Eures unglücklichen Vaters zu erkundigen.

— Mein armer Vater ist rettungslos verloren.

— Gnädiges Fräulein, Ihr erschreckt mich?

— Es gewährt mir Trost zu erfahren, daß Ihr Antheil an seinem Schicksale nehmt.

— Und wer würde dieß wohl nicht? fragte Colin mit rührendem Schmelze in der Stimme, die vom Herzen kam.

— Ich kenne Einen, der nicht so sprach!

— Das war der Kaiser!

— Ihr wißt es also? . .

— Daß Ihr bei ihm gewesen seid. Dieß weiß jetzt die ganze Stadt.

— Und was sagt das große Prag?

— Es staunt, es grollt und . . . schweigt!

— Und ist das Schweigen oft nicht viel beredter als alles Reden der Welt?

— Wohl habt Ihr Recht, doch nützt es nichts! Und darum bin ich gekommen, Fräulein, um Euch,

wenn Ihr's erlaubt, in ein Geheimniß einzuweihen, das uns Allen helfen soll . . .

— Sprecht, Meister, was ist Euer Vorhaben?

— Sind wir allein? fragte der Bildhauer ängstlich um sich blickend.

— Im Hause Georg Popels von Lobkowic hat noch niemals das Ohr eines Verräthers gelauscht, erwiderte Eva mit einem antiken Stolze, der selbst einer Heldin Plutarchs imponirt hätte.

— Wohlan, Fräulein, dann vernehmt unsern Plan! Euer Vater, der nun schon fast sechs Monate lang, noch immer nicht verhört, in seinem Kerker schmachtet, muß jetzt gewaltsam gerettet werden.

— O nun erschreckt Ihr mich, sagte Eva. Sprecht nicht von Gewalt! Sie bringt mehr Verderben als Heil!

— Gewalt muß durch Gewalt bezwungen werden. Das ist das uralte Recht der Wiedervergeltung.

— Es giebt kein traurigeres Recht, als Jenes, das Ihr so eben genannt habt . . .

— Aber selbst die Bibel gebietet es!

— Und dadurch eben unterscheidet sich das alte Testament vom neuen. Das Letztere kennt keine Rache . . . es kennt nur Vergebung.

— Und wollt auch Ihr Eurem Feinde, der

Euch das Beste, das Theuerste, das Höchste — Euren edlen Vater — geraubt, gewaltsam geraubt, großmüthig vergeben?

— Eure Frage setzt mich in Verlegenheit. Ich möchte Euch um keinen Preis belügen. Und darum vernehmt die bittere Wahrheit: Einem kann ich nie vergeben!

— Und wie wollt Ihr Euch rächen?

— Ich bin eine Christin, Herr, und räche mich nicht wie eine Judith! Meine Rache besteht in . . . O laßt mich dieses harte Wort verschweigen!

— Euer Vater aber muß gerettet werden . . .

— Und durch welches Mittel?

— Durch listige Gewalt oder — wenn Ihr dieß lieber hört — durch gewaltsame List. Ich und mein Landsmann, der Edelsteinschleifer Jobst von Brüssel, haben einen gemeinschaftlichen Plan zur Befreiung Eures Vaters ausgedacht und drei grundehrliche Bürgersleute, eben so empört als wir selber, in unser Geheimniß eingeweiht.

— Und wer sind jene drei Männer?

— Der Bader Procop, der Schuster Wenzel, der Schneider Matthias.

— Ich kenne nur den Letzteren. Er ist eine

gute, ehrliche Seele. Aber könnt Ihr Euch auch auf die Treue der beiden Andern verlassen?

— Jobst bürgt für den Bader; ich bürge für meinen treuherzigen Schuster.

— Und haben diese drei Männer Muth?

— Freilich nicht so viel als jene im feurigen Ofen, aber hoffentlich doch immer genug, um uns Beiden behilflich zu sein . .

— Und was habt Ihr weiter beschlossen?

— Wir wollen Euren Vater listig entführen.

— Aber wie und auf welche Weise?

— Das darf ich selbst Euch nicht verrathen.

— Wie aber, wenn Euer Plan mißlingt?

— Dann sind wir alle Fünf verloren!

— Das wäre schrecklich für mich und meinen armen Vater! Ich bitte Euch, Meister Colin, opfert Euer Leben nicht einem gewagten Plane, der so leicht mißglücken und selbst verrathen werden kann, noch bevor er ausgeführt wird. Ich bitte Euch, unterlaßt Euer Vorhaben. Der Himmel wird meinen Vater retten. Erhaltet Euer Leben Eurer Kunst . . .

— Mein Leben, meine Kunst . . . sie machen mir keine Freude mehr . . .

— Und seit wann, mein armer Künstler?

— Seit . . . seit . . dem ich meine Heimath verlassen . . . sagte Meister Colin vorsichtig wieder einlenkend.

— Bald werdet Ihr dorthin wieder zurückkehren . . . denkt an Euer liebes, braves Weib . . .

Die Worte erstarben auf seiner Zunge, die Seufzer verwelkten auf seinen Lippen, die Thränen vereinten sich in seinem Auge.

— Denkt, fuhr Eva fort, an Eueren jungen, schmucken Burschen . . .

— Und wer sagte Euch, fragte Meister Colin hoch erstaunt, daß ich daheim nicht bloß ein Weib, ein gutes braves Weib, sondern auch einen drallen, herzigen Jungen habe?

— Mir sagte es Eurer Freund und Landsmann. . . .

— Jobst von Brüssel? fragte Colin aufgeregt...

— Nicht er, sondern Peter von Mecheln, den ich eigens darum gefragt . . . ich ließ mir Euer Weib und Euern Knaben ausführlich beschreiben von ihm.

— Und warum thatet Ihr dieß?

— Weil ich an den Euren nicht minder warmen Antheil nehme, als an Euch selbst . . .

— Sprecht Ihr die Wahrheit, Fräulein? fragte der Bildhauer mit gebrochener Stimme.

— Was berechtigt Euch, fragte sie mit leisem Vorwurf, daran zu zweifeln?

— O verzeiht mir, mein gnädiges Fräulein, ein so schönes Herz wie das Eure ist keiner Lüge fähig.

— Und darum, Meister Colin, dürft Ihr mir glauben, daß ich die stille verschwiegene Liebe, die in Eurem Herzen brennt, frühzeitig erkannt und gewürdigt habe, ja, daß ich sie mit tausend Freuden und mit stolzerfülltem Herzen erwidert hätte, wäre das Eure noch frei, ganz frei, gewesen.

— Das eben ist ja mein Unglück! stöhnte Alexander.

— O nennt es nicht so! Ihr kränkt dadurch ein edles Weib, das daheim mit den bangen Schmerzen jahrelanger Sehnsucht Eurer Rückkehr harrt.

— Ach, Fräulein, foltert nicht mein Herz! Sprecht nicht mehr von heiliger Pflicht. Auch die Liebe hat ihr Recht.

— Sprecht nicht mehr von Liebe zu Der, die sich mit Eurer edlen Freundschaft begnügt, welche sie Euch redlich vergelten will für's ganze Leben. Nun aber laßt uns schweigen davon und sagt mir jetzt, was Ihr für meinen Vater durchzusetzen hofft?

— Mit Gottes Hilfe Alles!

— Braucht Ihr Geld zur Ausführung Eures Planes? Nehmt hier meine Armspange, meine Halskette. Braucht Ihr mehr, so sagt es mir! Ich habe ja noch so viel Geschmeide, so viel Perlen und Juwelen, womit mich die Liebe meiner Mutter, die Zärtlichkeit meines Vaters, so überreich beschenkt hatten. Nehmt Alles, was ich mein nenne; aber rettet, rettet ihn!

— Das eben wollen wir versuchen. Doch brauchen wir dazu kein Geld, das haben wir bereits...

— Und woher habt Ihr dieses Geld? fragte Eva, tief gerührt durch die edle Absicht des Künstlers.

— Ich habe eine meiner Statuen verkauft und mein Landsmann Jobst hat — auf einige Zeit! — kostbare Edelsteine, die er für den Kaiser schleifen soll, bei einem Juden versetzt.

— Und wenn Jener dieß zufällig erführe?

— Dann wäre der arme Jobst compromittirt; doch bald erhalten wir Geld und können das fremde Pfand wieder einlösen.

— Nehmt doch Hilfe von mir an! bat Eva.

— Nein, nein, das kann, das darf nicht sein; das erlaubt die Ehre und der Stolz unseres Künstlerstandes nicht.

— Ich bewundere Euch, ihr stolzen Niederländer!

— Ein deutscher Künstler handelte ebenso! erwiderte Colin, den von Eva gerühmten Vorzug der Nation, welcher Jobst und er selber angehörten, bescheiden ablehnend.

— Ich liebe diese Deutschen nicht! gestand Eva. Und ich will Euch auch sagen, warum. Wohl verdanken wir ihnen einen kleinen Theil unserer Bildung, aber auch einen um so größeren Theil unserer Abhängigkeit. Doch zurück zu Euerm edlen Vorhaben. Wann gedenkt Ihr dasselbe auszuführen? —

— Uebermorgen werden wir unsere Reise antreten . . .

— Und wann hofft Ihr zurückzukehren? . . .

— Das steht in Gottes Hand! Betet, betet, daß unser Befreiungsplan gelinge. Und bis dahin, edles Fräulein, lebet wohl!

Die Mutter Gottes nehme Euch in ihren Schutz! Geht und vollbringt, wozu Euer edles Herz, Euer erhabenes Mitgefühl Euch antreibt, sagte Eva ihm die Hand reichend, die er mit noch nie gefühlter Seligkeit an seine Lippen zog.

Eva begleitete den Künstler durch die lange Reihe von Zimmern, durch welche man ihren Vater fortgeführt, bis in's Vorgemach.

Dort fiel ihr Blick auf die Blumenvase.

Der blitzschnellen Eingebung ihres dankgerührten Herzens folgend, nahm sie eine dieser Blumen und schenkte sie ihm mit den Worten:

— Sie hat geblüht und ist verwelkt. Verwelkt wie alles Irdische im Leben. Aber meine Freundschaft, meine Dankbarkeit für Euch wird ewig fortblühen in diesem Herzen, das Euch nie vergessen mag. Nehmt diese arme bleiche Rose und bewahrt sie als Erinnerung an mich!

— Ach, Fräulein, Fräulein, schluchzte der Bildhauer.

— Sprecht, was bewegt Euch so mächtig?

Colin vermochte das Geheimniß nicht länger zurückzuhalten. In überströmendem Gefühle gestand er:

— Diese Blumen, Fräulein, kamen von mir!

— Von Euch und nicht von Ihm? O dann haben sie wieder neuen Werth, neuen Zauber für mich! Ihr gabet mir tausend blühende; ich, Aermste, schenkte Euch (sie wiederholte absichtlich seine eigenen Worte) als ‚Tribut der Freude eines dankerfüllten Herzens‘ eine dafür, die eben so verwelkt als der Frühling dieses Herzens ist. Verschmäht nicht diesen unscheinbaren Talisman; er wird Euch Glück und Segen bringen.

Colin küßte die Rose und ging.

Und als Eva wieder allein war, küßte auch sie die verwelkten Blumen und drückte ein Bouquet nach dem Andern an ihr lautklopfendes Herz und sagte zu ihnen:

— Ich will Euch wie Reliquien bewahren. Ihr sollt mich stets daran erinnern, daß für mich arme, von aller Welt verlassene, mutter- und vaterlose Waise ein großes, edles, uneigennütziges Künstlerherz schlägt. Selbst verwelkt will ich Euch pflegen und lieben, denn Ihr kommt ja von Ihm!

Fünfzehntes Capitel.

Elbogen und der Gefangene.

Doch vor Allem wieder etwas Topographie! Man verarge uns dieß nicht! Hat doch ein großer, unerreichbarer Meister, dessen Namen wir unserm Leser nicht zu nennen brauchen, oft viele, lange und dennoch kurze Seiten über eine Kirche und deren Thurmspitzen geschrieben! Warum also sollte es einem bescheidenen Jünger jenes bekannten ‚Unbekannten‘ nicht vergönnt sein, eine Handvoll Zeilen über eine

(nicht Jedem bekannte) Festung zu schreiben, deren Inneres gleichsam der zweite Mittelpunct der Handlung dieser Erzählung ist?

Elbogen (böhmisch loket, lateinisch Cubitus genannt) sechszehn Meilen von Prag, liegt am linken Ufer der Eger und führt jenen Namen, weil es sich längs dieses Flußes in Form eines Ellenbogens hinzieht. Die Eger entspringt in Franken, geht durch das Bayreuth'sche nach Böhmen, fließt vor Elbogen, Saaz, Laun und Budin vorüber, nimmt unterweges vier andere Flüßchen auf und mündet bei Theresienstadt in die Elbe.

Elbogen, mit einem ziemlich starken Mauergürtel umgeben, hat nur ein einziges Thor, weßhalb man nicht durchpassiren kann und, wenn man weiter will, wieder umkehren und zu demselben Thore, durch das man hineingekommen, auch hinaus muß. — Die Stadt hat ein festes Schloß, das auf einem jähen Felsen liegt, der finster und drohend auf die kleine, harmlose Eger hinabschaut, die ziemlich schüchtern an ihm vorüberfließt.

Die Stadt selbst ist ziemlich alt. Kaiser Sigismund geruhte, bald nach dem Concilium zu Trient, sie an seinen Kanzler Caspar von Schlick zu verpfänden und ihn selbst in den Grafenstand zu

erheben. Ein Nachfolger dieses Kanzlers, Hieronymus von Schlick, müde der ewigen Fehden mit den zu jener Zeit weniger geduldigen Bürgern, die sich beständig gegen ihn empörten, fand es rathsam, Elbogen dem Kaiser Ferdinand I. abzutreten; bald aber kaufte es sich von der k. Kammer los nnd ward dann königliche Freistadt, was sie noch heute ist.

Die Festung galt für sehr fest. Elbogen war eine der wenigen Städte Böhmens, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege nicht erobern konnten ‚ob sie gleich viel Volk davor verloren.‘ Die Bayern aber hatten sie 1621 eingenommen, und zehn Jahre später ward sie auch von den Sachsen erobert.

Zu der Zeit aber, wo Georg Popel von Lobkowic auf dieser Veste gefangen saß, war sie noch eine ‚Jungfrau,‘ die Jeder für uneinnehmbar hielt.

Und darum glaubte Kaiser Rudolph, daß sein Feind dort besser als anderswo aufgehoben sei.

Georg Popel von Lobkowic saß hier bereits sechs Monate, ohne verhört worden zu sein. Der Unglückliche war der Verzweiflung nahe.

Eines Tages aber hatte sich seine traurige, trostlose Lage urplötzlich wie durch ein Wunder des Himmels geändert. Er fühlte sich nicht mehr allein.

Eines Morgens, als er, zum ersten Male während

seiner Gefangenschaft, aus einem süßen Traume (er hatte von seiner Tochter geträumt) erwacht war, flatterte in seiner Zelle eine muntere Taube umher.

Sie war weiß, wie frischgefallener Schnee.

Der Obersthofmeister glaubte noch immer zu träumen, denn er konnte nicht begreifen, wie dieser Bote des Friedens zu ihm hineingeflogen sei. Allerdings hatte er, bevor er ermattet auf sein Lager hingesunken war, vergessen, das Fenster zu schließen; doch schien es ihm unbegreiflich, daß diese schmucke Taube auf diesem Wege zu ihm gelangt sei, weil (wie wir schon früher berichtet haben) die Eisenstäbe dieses Gitterfensters viel zu eng aneinander gereiht schienen, um einer Taube Platz zu freiem Durchzuge zu vergönnen. Er konnte sich also durchaus nicht erklären, wo und wie sie zu ihm hineingeflattert sei.

Aber sie war nun einmal da, und Georg Popel von Lobkowic hatte an der räthselhaften Erscheinung dieser Taube eine solche Freude, daß er, hochbeglückt, seine abgemagerten Hände zusammenschlug und jubelnd ausrief:

— Gott sei Dank! Nun bin ich nicht mehr allein!

Die Taube ließ sich nicht stören. Sie flatterte mit pfeilschneller Geschwindigkeit von einer Ecke der

Zelle zur andern. Der Oberſthofmeiſter verſuchte, ſie zu haſchen. Sie aber wollte ſich nicht fangen laſſen, denn ſie liebte ihre Freiheit eben ſo gut wie er ſelbſt und ſchien allmälig ſcheu und ängſtlich zu werden in dieſem ‚lebendigen Grabe‘. Endlich ließ ſie ermattet die Flügel ſinken und ſetzte ſich auf die Lehne ſeines Lagers nieder. Und dort endlich fing er ſie.

Aber wie groß war jetzt ſein Erſtaunen, als er gewahrte, daß am Halſe derſelben ein grünes Seidenbändchen und an dieſem ein goldener Reif hing in Form einer antiken Schlange, aus deren Augenhöhlen ihm zwei kleine Diamanten entgegen leuchteten.

— Gott im Himmel, fragte er ſich, wer hat mir dieſe Taube, wer hat mir dieſen Ring geſchickt? Soll ich glauben, daß ſie ſich nur durch Zufall — ich weiß noch immer nicht, wie? — in meine einſame Zelle verirrt, oder daß ſie irgend Jemand, der an meinem Schickſale, vielleicht gar an meiner Befreiung, Theil nimmt, ſie mir als Boten des Troſtes, als Vorläufer glücklicherer Zeiten, geſandt hat?

— Wie erkläre ich mir Dein Kommen? fragte der Gefangene ſeine Gefangene, ſie küſſend an ſeinen Mund, ſie liebkoſend an ſein Herz preſſend. O

könntest Du reden, meine holde Taube mit dem Oelzweige, um mir Dein Geheimniß anzuvertrauen, wer Dich an mich abgeschickt hat, um mit mir die öde Einsamkeit meines Kerkers zu theilen und mir die Qual meiner trostlosen Abgeschiedenheit von Allem, was rings um mich lebt, zu mildern und, so gut Du es vermagst, zu erheitern! Jetzt, seitdem ich Dich habe, fühle ich mich nicht mehr so allein, so ganz verlassen, wie bisher. Jetzt habe ich wenigstens Eine Zerstreuung. Jetzt weiß ich ein Wesen um mich, das mir Gesellschaft leistet. Sprich, meine Taube, wer sandte Dich? fragte er, ihr zärtlich in's treue Auge blickend, gleich als wollte er die Beantwortung seiner Frage aus ihren stummen aber klugen Blicken herauslesen. Und wer, wer sandte mir durch Dich dieses grüne Band, und diesen Ring, die Du als Symbole der Hoffnung und Liebe an Deinem schneeweißen Halse trägst? — O ich Thor, ich alter Thor! — rief er nach kurzer Pause. Wie konnte ich nur fragen? Wer anders kann Dich geschickt haben, als Eva, mein liebes, süßes, frommes Kind, das daheim um seinen Vater trauert und sich Deine Flügel wünscht, um in den Kerker dessen zu eilen, der hier lebendig begraben ist! Wie aber kam Eva zu diesem Ringe? fragte er den Schlangenreif loslösend und ihn nach

Außen und Innen nachdenklich betrachtend. Nein, nein. Dieser Ring kommt nicht von ihr . . : sonst müßte ich ihn kennen! — Aber wer Dich auch geschickt haben mag, wär's selbst mein unerbittlichster Feind, er sei gesegnet dafür! — Nur der, so da weiß, was es heißt, sechs Monden so mutterseelen allein bei lebendigem Leibe eingescharrt zu sein in öder Grabesstille, nur der und kein Anderer wird die Freude, den Jubel, die Seligkeit, die mich bei Deinem Anblick immer wieder auf's Neue durchpulst und belebt, begreifen können. Sei mir gegrüßt, meine schmucke Botin! Sei hundert-, sei tausendfach gegrüßt von Dem, der für den holden Trost, den Dein Hiersein ihm gewährt, Dich liebreich pflegen will! — Pflegen, wiederholte er tiefaufseufzend, doch womit? Mit ekler Gefangenkost? Doch warum murre, warum versündige ich mich? Fleht nicht der fromme, gottergebene Christ: ‚Vater Unser, der Du bist im Himmel, gieb uns unser täglich Brod!' Und erhalte ich nicht täglich Brod und Speise in Ueberfluß? Du, fromme Taube, bist genügsamer als der ewig unzufriedene Mensch. Du, Du wirst zufrieden sein mit dem Brode des Gefangenen, der es tagtäglich mit seinen Thränen benetzt.

So sprach er noch lange mit seiner Taube und

herzte und küßte sie immer wieder auf's Neue und wurde nicht müde, darüber nachzusinnen, nachzugrübeln, auf welche ihm unerklärliche, räthselhafte, ja fast wunderbare Weise dieses schöne, kluge, treuherzige Thier in den enggezogenen Kreis seines traurigen Daseins eingedrungen sei.

So waren rasch einige Stunden vergangen. Wie ein Kind hatte er bald mit der Taube, bald mit dem Ringe gespielt, bald ihn, bald sie geküßt und zum ersten Male seit seiner für ihn schon so undenklich langen Zeit seiner Einzelhaft keinen einzigen Augenblick der Langeweile verspürt.

Die arme Kleine aber schien von Hunger gequält zu werden, denn sie suchte mit dem spitzen Rosenschnabel umher, um irgend etwas aufzupicken, womit sie ihre Eßlust stillen konnte.

Der arme Gefangene war darüber untröstlich, denn er wußte nicht, wie spät es sei und wie lange er noch zu warten habe, bis dahin, wo der unsichtbare Kerkermeister ihm seine tägliche Atzung durch den Thüreinschnitt hinein zu schieben angewiesen war.

Unterdessen aber war es Mittag geworden.

In dem Augenblick, als er die hungernde Taube von Neuem gehascht hatte, um sie gleichsam zu trösten

über seine hilflose Gastlichkeit, vernahm er den plumpen Tritt des Schließers.

Besorgt, daß dieser beim Oeffnen des Schiebers seinen heimlichen Gast gewahren und ihn — was dann sicher geschehen wäre — den Liebkosungen des Gefangenen entreißen würde, versteckte er, aufgeschreckt wie ein Wilddieb, die Taube in seinen Busen und horchte angsterfüllt so lange, bis der Schieber wieder herabgelassen ward.

Jetzt erst wagte er wieder aufzuathmen.

— Gottlob, die Gefahr ist vorüber! rief er aus und fütterte nun seine Taube, die sich das Brod des Gefangenen so gut schmecken ließ, daß, durch das Beispiel ihrer Genügsamkeit belehrt, auch er — zum ersten Male nach langer Zeit — wieder Eßlust verspürte und die alltägliche Kost mit weit weniger Widerwillen als bisher verzehrte.

So kann sehr oft im Leben der sich weise dünkende Mensch von einem ‚dummen' Thiere lernen zufrieden zu sein mit dem, was ihm das Schicksal zu Theil werden läßt. Das ungenügsamste Thier ist der — Mensch. Und trotz all seiner tausend Schwächen und Laster nennt er sich im stolzen Uebermuthe seiner eingebildeten Größe das E b e n b i l d G o t t e s! —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach Verlauf von acht Tagen hatte er seine Anfangs etwas scheue Gesellschafterin schon so gekirrt, daß sie aus seiner Hand aß und seinen Worten so willig gehorchte, als ob sie jedes derselben zu verstehen fähig sei. Kein Wunder also, daß er sie von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde, mehr und mehr liebgewann, so daß er sie endlich seine Trösterin, sein Kind, seine Eva hieß und nicht müde ward, sie zu streicheln, herzen und abzuküssen, als ob sie wirklich das Fleisch seines Fleisches, das Blut seines Blutes wäre. Er pflegte sie mit väterlicher Liebe und mit banger Sorge, daß der Wärter seines Gefängnisses sie endlich doch erspähen und ihm entreißen könnte. Und dieses dunkle Vorgefühl peinigte ihn jetzt schon dergestalt, daß er in Zorn gerieth, wenn er dem Gedanken nachhing, man könne so grausam sein, ihn auch dieses Trostes zu berauben.

Die Taube aber schien ihm dankbar zu sein für die zärtliche Pflege, die er ihr angedeihen ließ. Sie küßte ihn, so gut sie es vermochte: sie theilte sein Brot, sie theilte sein Lager und schien Alles zu versuchen, um seine Gedanken zu beschäftigen und ihn aufzuheitern. Ein Gefangener tröstet so gern den Andern!

Auch der Ring war ihm lieb geworden. Er trug ihn seit dem Tage, an welchem sie auf so räthselhafte Weise zu ihm gelangt war, an dem Goldfinger seiner linken Hand, als habe er sich gleichsam mit ihr verlobt, denn sie war ihm Kind und Braut zugleich. Selbst das grüne Band verwahrte er. Es trug ja die Farbe der Hoffnung, und Hoffnung ist ja der letzte Strohhalm, an welchem der Mensch in seiner Verzweiflung sich festklammert, als wäre der gebrechliche Halm der letzte Mast des im Sturme berstenden Lebensschiffs.

Seitdem sein Schutzgeist ihm diese weiße Taube zugeführt, schienen ihm die Tage seiner Gefangenschaft nur halb so lang und die Nächte weit ruhiger und erquickender als vor ihrer Ankunft. Er hieß sie die ‚Gesandtin seiner Zukunft' und pries den ‚guten Stern,' der über seinem Haupte von Neuem zu leuchten begann.

Das menschliche Herz ist so unerschöpflich reich und erfinderisch an Trostgründen, daß es selbst aus den durch einen Windhauch zerreißbaren Fäden eines Spinnengewebes sich goldene Kettenbrücken über das stille, unergründliche Meer der Leiden bis hinüber zum blauen Hafen seiner Ruhe baut, die an der Wiege seiner Geburt aufhört und erst jenseits der

dunkeln Pforten seines Grabes beginnt. Der Polarstern, der unserem Lebensnachen von einer Küste zu der andern voranleuchtet und wie ein Zaubermond die dunkle Nacht des irdischen Lebens erhellt, ist ein Auge Gottes und heißet — Trost!

Sechszehntes Capitel.

List um List.

Am Morgen desselben Tages, an welchem die Fünfmännerschaar in einem dicht verdeckten Wagen gegen Elbogen aufbrach, um dort ihren listig angelegten Befreiungsplan in Ausführung zu bringen, am Morgen desselben Tages sah man, gleich nach Sonnen-Aufgang, einen Reiter in gestrecktem Galopp durch das Spittelthor hinaussprengen auf die Straße, die nach Brandeis und Altbunzlau führt.

Die Männer, die in dem engen, von einem einzigen Gaule gezogenen Wagen so zusammengepreßt wie Bücklinge in der Tonne waren, schienen trotz dieser Unbequemlichkeit frohen Muthes und guter Laune zu sein; nur der dicke Bader, im Hintergrunde des Fuhrwerks zwischen Schneider und Schuster, wie

ein fetter Schinkenschnitt zwischen zwei ungleichen Butterbemmen eingeklemmt, war trotz der scharfen Morgenkühle schon in Transpiration gerathen und fing bereits so zu dünsten an, daß sein kahler Schädel mehr und mehr zu rauchen begann. Die beiden Künstler, die mit großen Reisetaschen versehen, im Vordergrunde saßen, holten, als sie die Thore Prags hinter sich hatten, ein höchst appetitliches Frühstück, begleitet von zwei Fläschchen Černoseker Landweines hervor, das sie brüderlich mit dem spießbürgerlichen Vis - à - vis theilten, welches sozusagen tüchtig einhieb. Meister Procop aß mindestens für Zwei; nur der Schneider schien, vermuthlich aus Angst über die Dinge, die im Werke waren, die Blüthe seines Appetits eingebüßt zu haben; desto besser schmeckte es dem Schuster.

— Trinkt, Gevatter Matthias, sagte Alexander Colin, dem Schneider die kurz vorher entstöpselte Flasche hinhaltend. Ein tüchtiger Schluck guten Weines wird Euch erwärmen, denn Ihr friert, wie ich sehe, und zittert an allen Gliedern Eures gebrechlichen Leichnams wie ein Hase, dem es an Muth fehlt.

— Ich dagegen schwitze wie ein Lammsbraten, entgegnete der Bader sich mit dem Rockärmel den Schweis von der Stirn wischend.

— Mir ist nicht ganz wohl! betheuerte Matthias.

— Du hast das Manchettenfieber, heldenmüthiges Schneiderlein! scherzte Jobst von Brüssel, die zweite Flasche an seinen Mund setzend, um einen kräftigen Zug daraus zu thun.

— Aengstigt Euch nicht, Meister Matthias, ermuthigte ihn der Bildhauer. Ihr werdet sehen, daß unser Plan gelingen und Alles gut ablaufen wird.

— Das gebe Gott und der heilige Wenzel! flehte der Nadelheld.

— Da bin ich doch ein ganz anderer Kerl! brüstete sich der Schuster. Wenn ich etwas getrunken habe, fehlt's mir auch an Muth nicht.

Und alle Vier frühstückten weiter.

Während das einspännige Fuhrwerk mit der Last seiner fünf Insassen sich langsam wie eine Schnecke fortbewegte, hatte auf dem entgegengesetzten Wege der Reiter einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und nach Verlauf eines halben Stündchens schon beinahe eine ganze Meile zurückgelegt.

An einem Scheidewege angelangt gönnte er, des Weges unkundig, seinem Pferde (es war ein herrlicher englischer Renner) den ersten Augenblick der Ruhe, um einen Bauer, der auf dem benachbarten

Felde den Acker pflügte, in gebrochenem Deutsch zu fragen:

— Welches ist der Weg nach Brandeis?

Der Landbebauer, der ein Böhme vom reinsten Wasser war, sah den Ausländer mit glotzenden Augen an und schwieg, weil er kein Wort davon verstanden hatte.

Jetzt versuchte der Reiter, die Mähnen seines ungeduldigen Rosses streichelnd, sich, so gut es ging, Böhmisch verständlich zu machen.

Der Bauer zeigte ihm pantomimisch, der Reiter müsse von den drei Wegen, die vor ihm lagen, den rechten einschlagen.

Der Fremde gab seinem Pferde beide Sporen und sprengte eilig weiter, um die verlorenen Minuten wieder einzuholen.

Jetzt hatte auf entgegengesetzter Seite auch der Wagen Halt machen müssen, weil Meister Matthias sich genöthigt sah auszusteigen, um ein unabweisbares Bedürfniß zu befriedigen.

— Tummelt Euch! rief ihm Colin zu.

Der Schneider, gewohnt, diese Nothwendigkeit mit großer Ruhe und Bequemlichkeit abzuthun, blieb sitzen, ohne sich durch die wiederholten Zurufe und Stichelreden seiner Reisegefährten beunruhigen zu lassen.

— Wir haben dadurch fünf Minuten verloren! brummte Jobst.

— Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, sagte der unpäßliche Reisegefährte, nachdem er endlich wieder eingestiegen war, aber was sein muß, muß sein!

— Er hat Recht, sagte der Bader, und darum verzeiht, meine Herren, daß auch ich auf einen Augenblick aussteige . . .

— Aber warum, zum Teufel, fluchte Colin, habt Ihr dieß nicht gleichzeitig gethan?

— Das war freilich Unrecht von mir, bekannte Procop.

— Jetzt will auch ich die Gelegenheit benutzen, sagte der Schuster eilig aus dem Wagen springend, um dem Bader Gesellschaft zu leisten.

Die beiden Künstler betrachteten sich, uneinig, ob sie darüber lachen oder wüthend werden sollten.

Endlich schleppte sich der Wagen weiter.

Der Reiter aber hatte unterdessen keinen Augenblick Zeit verloren und bereits die Hälfte seines Zieles erreicht.

— Komme ich eine Stunde später an, dann treffe ich ihn vielleicht nicht mehr und dann wäre Alles verloren, sprach er zu sich selbst und spornte seinen Renner zu verdoppelter Schnelligkeit an.

Unterdessen war die Sonne immer gestiegen und die Hitze im engen und verdeckten Wagen für die Corpulenz des Baders immer unerträglicher geworden.

— Ich habe keinen trockenen Faden mehr auf dem ganzen Leibe, betheuerte Procop. Gebt mir, ich bitte Euch, einen Schluck frischen Weines, sonst verschmachte ich wie der heilige Laurentius auf dem Roste.

— Auch ich fange zu schwitzen an, sagte Wenzel, der nun ebenfalls die Anwandlung eines alten Uebels, mit welchem er auf die Welt gekommen, ungeheuern Durst, verspürte.

— Nur ich friere, wehklagte der Schneider, der vom Augenblick blasser und blasser zu werden begann.

Colin entkorkte eine dritte Flasche, die jetzt von Mund zu Munde ging, denn Alle tranken, nur Matthias nicht.

— Was fehlt Euch, Gevatter? fragte Procop, Ihr seht ja recht elend aus!

— Ach, mir ist auch gar nicht wohl. Ich muß, mit Eurer gütigen Erlaubniß, noch einmal aussteigen.

— Schon wieder? grollte der Bildhauer.

— Ich glaube gar, sagte der Edelsteinschleifer, diese furchtsame Schneiderseele hat aus lauter Angst...

— Ein Fieberchen bekommen! ergänzte Matthias aussteigend.

Und das Fuhrwerk mußte abermals stillstehen.

Fast um dieselbe Zeit hielt der Reiter vor einem niedergelassenen Schlagbaume, der ihm den freien Durchritt versperrte.

Er rief, er tobte und fluchte. Aber Niemand erschien, der ihn hörte. Da drängte er sein muthigfeuriges Roß einige zwanzig Schritte zurück, drückte ihm von Neuem die Sporen in die Hüfte und sprang dann in Einem Nu über die ellenhohe Barriere hinweg.

Jetzt erst zeigte sich der Aufseher, der, wüthend darüber, daß ihm Einer ‚durch die Lappen gegangen' war, ihm gleichsam, als ob er ihn gekannt hätte, mit gellender Stimme nachschrie:

— Spitzbube, infamer Spitzbube!

Dieser aber hörte es nicht mehr, denn sein edles Roß hatte ihn mit Blitzesschnelle weiter getragen.

Nachdem der Schneider, etwas erleichtert, wieder eingestiegen war, setzte sich die Schnecke (still und bewegt, wie Hyperion sagt) wieder in Bewegung.

Die beiden Künstler aber verwünschten im Stillen

den unglücklichen Einfall, den Meister Hasenfuß, dessen Unwohlsein sie nun schon zum zweiten Male aufgehalten, in ihren Plan eingeweiht und zur Ausführung desselben mitgenommen zu haben; denn leider begannen sie jetzt erst einzusehen, daß er ‚ein überflüssiges Möbel' war.

— Hätten wir ahnen können, begann Colin, daß Ihr unwohl seid, dann . . .

— Würden wir Euch zu Hause gelassen haben, setzte Jobst hinzu.

— Das wäre mir allerdings lieber gewesen, gestand der Schneider, denn ich mache kein Geheimniß daraus, daß . . .

— Ihr doch nicht schon wieder aussteigen müßt? fragten alle Vier wie aus Einem Munde.

— Das eben nicht, stöhnte Gevatter Matthias, aber ich kann Euch durchaus nicht verschweigen, daß ich mich sehr matt und angegriffen fühle . . .

— Das macht die Angst! lachte Colin.

— Mag sein! bekannte der Schneider. Wer aber kann für seine Natur?

— Er hat Recht, sagte der Bader. Nicht Jeder hat so viel Muth als Unser Einer!

— Wenn wir nur schon an Ort und Stelle wären! sagte Wenzel, denn ich habe Durst, viel Durst!

Colin reichte dem Säufer frischen Wein.

— Nehmt, Gevatter Schwamm, und stärkt Euch!

— Dieser Trank ist nicht zu verachten! erklärte der Schuster und leerte in zwei Zügen die vierte Flasche bis zur Hälfte.

Und unterdessen war es Mittag geworden.

Der Wagen hatte kaum ein Vierzehntheil Weges zurückgelegt, als der Reiter und sein Roß, staubbedeckt und schweistriefend, schon am Ende ihres Zieles angelangt waren.

Der Mann sprang vom Pferde, dessen prächtigen Zügel er einem der vielen vor dem Schlosse faulenzend auf- und abgehenden Trabanten zuwarf, dann wandte er sich an einen dicht daneben stehenden Hoflakaien mit der Frage: Ist der Kaiser noch in Brandeis?

— Ja, lautete die träge, einsilbige Antwort.

— Ich muß Seine Majestät augenblicklich sprechen . . .

— Das geht nicht, erwiderte der Lakai. Der Kaiser hat befohlen Keinen vorzulassen, weil er hier allein und durchaus ungestört sein will.

— Ich aber muß ihn sprechen, denn es ist Gefahr im Verzuge.

— Und Euer Name? fragte Martin Rutzke, der kaiserliche Kammerdiener.

Der Reiter nannte ihm seinen Namen.

— Da Ihr es seid, will ich Euch anmelden, sagte der Diener, der in alle Geheimnisse seines kaiserlichen Herrn eingeweiht, zu wissen schien, daß dieser Fremde seit Kurzem zu den Vertrauten Seiner Majestät gehörte.

Kaum angemeldet, ward er sogleich vorgelassen.

— Was bringt Ihr? fragte der Kaiser.

— Eine eben so wichtige als unaufschiebbare Nachricht, sagte er, aus seiner schwarzen Sammet-Suba einen Brief hervorholend, den er Seiner Majestät überreichte.

— Von wem? fragte Rudolph, auffallend unwirsch, daß er in seinem Alleinsein mit der Gräfin Magdalena zu unrechter Zeit gestört worden war.

— Der Absender hat sich darin genannt! entgegnete der Ueberreicher, der sich durch die üble Laune des Kaisers nicht aus der Fassung bringen ließ.

Rudolph erbrach das Schreiben, warf einen Blick auf die Unterschrift und erwiderte dann, plötzlich umgewandelt, mit huldvoller Herablassenheit:

— Warum habt Ihr uns dieß nicht gleich gesagt?

Dann durchflog er den Inhalt der ziemlich unleserlich gekrizelten Zeilen und sprach, nachdem er sie noch einmal gelesen:

— Empfangt für diesen wichtigen Dienst, den Ihr uns dadurch geleistet, unsern besten Dank und zum Beweise unserer Allerhöchsten Huld und Zufriedenheit unser kaiserliches Wort, daß wir Euch und dem Schreiber dieser Zeilen dafür immer dankbar verpflichtet bleiben. Wartet einen Augenblick! fuhr der Kaiser fort, setzte sich an ein Pult und fertigte, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren, eigenhändig und mit großer Hast eine Ordre aus, die er mit seinem kaiserlichen Wappen versiegelt und mit dem Namen dessen versehen, an welchen sie gerichtet war, dem Ueberreicher jener Depesche übergab mit den Worten:

— Beeilt Euch, diesen Befehl sofort an den Ort der Adresse gelangen zu lassen. Es ist keine Zeit zu verlieren. Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe dafür, daß die von mir ertheilte Ordre in allen Puncten von Ihm und Euch ganz so, wie ich sie vorgeschrieben, vollzogen werde. Morgen erwarte ich Nachricht von Euch. Um aber schon heute die treue Anhänglichkeit des Absenders jener Kunde und Euern Eifer für die gute Sache zu belohnen, ernenne ich

Euch hiermit zum Ritter von Brandeis, setzte Rudolph hinzu.

Jener küßte die Hand des Monarchen und verneigte sich tiefgerührt.

— Wir brechen morgen nach Pilsen auf und kehren, so Gott will, in längstens vierzehn Tagen nach unserm lieben Prag zurück. Und bis dahin gehabt Euch wohl! schloß der Kaiser, ihn allerhuldreichst entlassend.

Unten angekommen warf sich der neu creirte Ritter auf sein noch immer in Schweis gebadetes Roß und sprengte in fast ununterbrochenem Galopp, oft ventre à terre nach dem Orte der Bestimmung.

Nachdem wir den ziemlich räthselhaften Boten jenes geheimnißvollen Befehles mehr und mehr aus unserm Gesichtskreise haben verschwinden gesehen, langte (freilich erst am vierten Morgen) das Fuhrwerk der Fünfmännerschaar am Fuße des Felsens an, auf welchem sich die Veste Elbogen erhebt.

— Wir sind am Ziele! rief Procop.

— Gottlob! stöhnte der arg mitgenommene Schneider.

— Jetzt, meine Freunde und Brüder, rief ihnen der Bildhauer zu, nehmt Euch zusammen. Schlüpfet

rasch in die schwarzen Kutten und benehmt Euch, wie es so frommen Vätern geziemt.

— Ach, wenn dieser gefährliche Mummenschanz nur schon vorüber wäre, stöhnte Meister Hasenherz und verwandelte sich, so rasch als es ging.

Seinem Beispiele folgten die übrigen Vier.

— Ihr werdet doch nichts von Allem, was wir Euch während der letzten acht Tage hundertfach eingebüffelt, vergessen haben? fragte Jobst.

— Nein! Nein! schrieen Bader und Schuster.

— Und Du? Du? Wie heißest Du? fragte Colin den Schneider.

— Ich heiße Matthias! antwortete er.

— Jesus, Maria und Joseph! schrie Jobst, jetzt hat dieser elende Schneider — dieser fromme Vater wollte ich sagen — seinen Namen vergessen. Ihr heißet ja . .

— O ich Schwachkopf . . . nun fällt's mir ein . . . ich bin der Pater Pancratius Schmidt.

— Und Ihr frommer Vater? fragte Colin den Schuster.

— Ich bin der Pater Servatius Sturm.

— Und Ihr? fragte Colin den Bader.

— Ich bin der fromme Vater Medardus Trost, erwiderte Procop.

— Also hübsch aufgepaßt, meine frommen Väter. Vergeßt nicht, daß dieser Spaß — falls er mißlingt — uns Allen den Kopf kosten kann, ermahnte sie Jobst von Brüssel.

— Mir wird angst und bang, betheuerte der Pseudo-Pater Pancratius . . . ich möchte zuvor noch einmal aussteigen und . . .

— Lieber gar nicht mehr einsteigen? fiel ihm Medardus in's Wort. Jetzt ist das Alles zu spät. Wir sind nun schon am Thore.

Dort angelangt, trat eine Wache auf den Wagen zu und fragte Jeden der Insassen nach seinem Namen.

Die fünf frommen Väter nannten sich.

— Und Euere Absicht? fragte die Wache.

— Wir sind von dem hochehrwürdigsten Erzbischof Zbyněk Berka von Duba und Lipa*) abgeschickt, entgegnete Pater Gualbertus Roth (so nannte sich Alexander Colin), um die Beichte der Schloß-

---

*) Zbyněk Berka war Nachfolger des am 2. Februar 1590 gestorbenen Erzbischofs und Generalgroßmeisters der Kreuzherren, Martin Medek aus Müglitz. Berka, 1592 ernannt, ward am 10. October vom päpstlichen Nuntius Cesare Speciano consecrirt.

gefangenen entgegenzunehmen und ihnen das heilige Abendmahl zu reichen.

— Und die Erlaubniß dazu? fragte der Soldat.

— Hier ist sie! sagte Pater Pamphilius Weiß (so hieß sich Jobst von Brüssel) beherzt einen alten, längst abgelaufenen Consens dieser Art vorzeigend.

— Das Ding ist in einer Sprache geschrieben, die Unser Einer nicht verstehen kann.

— Das ist nicht unsere Schuld, mein Sohn! sagte Pater Gualbertus Roth. Diese Erlaubniß ist in lateinischer Sprache abgefaßt.

— Das mag ein Anderer lesen, meinte die Wache. Einstweilen aber behalte ich den Schein...

— Das geht nicht, mein frommer Sohn! Wir müssen ihn dem Schloßburggrafen vorzeigen, sonst werden wir dort, wie Euer Verstand wohl leicht begreifen wird, nicht eingelassen.

— Nun, da habt Ihr Euer Papier. Fahr zu! sagte er zum Kutscher.

Die erste Angst war glücklich überstanden. Dem frommen Pater Pancratius Schmidt fiel ein Mühlstein von der Brust.

Der Wagen fuhr in die Stadt. Am ersten Einkehrhause, beschildet zur heiligen Ludmila, machte er Halt. Die fünf frommen Väter stiegen aus.

Der Kutscher war nicht wenig erstaunt, als er anstatt der fünf gewöhnlichen Bürgersleute, die in Prag eingestiegen waren, fünf fromme Väter der Gesellschaft Jesu, Einen nach dem Andern, mit salbungsreicher Miene und gottgefälliger Geberde, aussteigen und in's Gasthaus einkehren sah. — Er glaubte an Hexerei und fing an, sich zu fürchten.

— Schweige, drohte ihm der zuletzt Ausgestiegene, Alexander Colin, sonst bist Du ein Kind des Todes.

Dann verschwand auch er in's Haus. Dem Kutscher war der Schreck in die Glieder gefahren.

— Ich werde mich hüten zu reden! sagte er zu sich, sein Pferd ausspannend und es durch den Hof in den Stall führend.

Siebzehntes Capitel.

Die Hiobspost.

Vierzehn Tage waren seitdem dahingegangen. Während dieser für Eva's Ungeduld und Herzensangst unerträglich langen Zeit hatte sie weder irgend etwas von dem ungewissen Schicksale ihres

Vaters, noch von dem Kaiser und dessen Hofstaate, der noch immer in Pilsen verweilte, eben so wenig aber von ihrem Arzte Jessenius als von dem Befreiungsversuche ihres großherzigen Freundes und seiner treuen Gehilfen vernommen.

Das Einzige, was durch das allgemeine Stadtgespräch zu ihrer Kenntniß gelangt, war das Nähere über die unterdessen decretirte und gleich darauf in Vollzug gesetzte Confiscation der Güter ihres Vaters. Es war darüber Folgendes bekannt geworden: Der größte Theil der auf kaiserlichen Befehl eingezogenen Herrschaften (wie Hasenburg, Libochowic, Kommotau, Eydlitz und Graupen*) war versetzt, der andere kleinere Theil sogar verkauft worden. Die Herrschaft Rothenhaus hatte Adam Hřan von Harasowa, der damalige Burggraf von Königgrätz, käuflich an sich gebracht. Melnik, berühmt durch seinen böhmischen Burgunderwein, war vorläufig auf drei Jahre, für 50,000 Schock böhmischer Groschen an Joachim Nowohradský von Kolowrat, den Karlsteiner Burggrafen und königlich böhmischen Kammerpräsidenten, verpachtet worden. Mehrere um

*) In der Nähe des letzgenannten Ortes hatte er die Probstei Mariaschein gestiftet.

Kommotau gelegene Ortschaften, wie Görkau und Lickau*) hatte Leonhard von Steinbach, gleichfalls pachtweise, an sich gebracht.

So war der Tochter von den ehemaligen reichen Besitzthümern ihres Vaters nur das in der Nähe der Thomaskirche gelegene Haus und das Vermögen von Seiten ihrer Mutter (das der Kaiser aus Schonung für Eva nicht mitconfiscirt hatte) übriggeblieben. Letzteres hatte der kaiserlichen Gnade hinreichend geschienen zu dem bescheidenen Unterhalte jenes frommen Engels, den er liebte und dessen Stolz und Härte ihn fast eben so empörte, als dessen Schönheit und Leibreiz ihn entzückte. Vielleicht lag es im Plane Rudolphs, Lieblosigkeit durch Lieblosigkeit vergeltend, Eva gerade durch diese seinem Herzen bis dahin fremd geblieben Härte und Tyrannei endlich doch noch zur Nachgiebigkeit und Unterwerfung zu bewegen.

Irren aber ist nicht nur menschlich, sondern oft auch fürstlich, denn Eva's ganzes zukünftiges Leben bewies, daß Rudolph ihr Herz nicht gekannt und

---

*) In der Gesindestube des letztgenannten Schlosses war Georg Popel von Lobkowic vor seiner Abführung nach Elbogen ein Paar Tage lang gefangen gehalten worden.

sich schon darum in all' seinen Berechnungen arg getäuscht haben müßte.

Eva hatte vor dem Bilde ihrer frommen, unvergeßlichen Mutter dieser und sich selbst gelobt, unerschütterlich-fest in den Grundsätzen der Ehre und Tugend ihres Hauses zu beharren. Sie hatte sich und ihrer Mutter geschworen an diesem Gelübde der Ehre und Keuschheit festzuhalten bis zum letzten Hauche ihres Lebens, und der Verlauf unserer Erzählung wird uns zeigen, ob sie diesem Schwur treu geblieben ist.

Seit ihrer Wiedergenesung hatte sie ihren einzigen Trost, ihre einzige Zerstreuung, ihre einzige Aufheiterung im Schooße der Bibliothek ihres Vaters gefunden. Die Werke, in welchen sie Tag und Nacht studirte, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern, waren ihr allmälig so lieb und werth geworden, daß sie in ihnen bald nicht mehr todte Bücher, sondern lebende Freunde erblickte, in deren Umgang sie eine Quelle des Trostes, unerschöpflich wie der gütige Schooß der Mutter Erde, fand.

Wenn alle andern Freunde beim Untergange der Sonne unseres Glücks lieblos uns verlassen, dann sind die Bücher die einzigen, welche uns treu bleiben

und in den Stunden trüben Ungemachs tröstend zur Seite stehen.

Dieß fühlte auch Eva von Lobkowic. Sie vertiefte sich stundenlang in die Gedanken Anderer, um, wenn auch nur auf kurze Zeit, die eigenen zu vergessen, die sie auf das Prokrustesbett grausamen Kummers spannten. Wenn ihr schwer gefolterter Geist dann auf Augenblicke in völlige Trostlosigkeit versank, dann war sie so namenlos unglücklich, daß sie verzweifelnd selbst ihren letzten Freunden den Rükken kehrte und niedergesenkten Hauptes einer Trauerweide glich, die ihre langen grünen Thränen auf das Grab ihrer eingesargten Hoffnungen herniederfallen ließ.

— Wo finde ich einen Philosophen, rief sie eines Abends, als sie von den Strahlen der untergehenden Sonne verklärt, inmitten ihrer Bücher saß, wo finde ich einen Autor, der wie jener griechische Weise Antiphon, welcher zu Korinth die edle Kunst, Traurige zu trösten, gelehrt haben soll, mir Aermsten, auf dem Gipfel meiner Hoffnungslosigkeit den letzten Strahl von Trost in die endlose Nacht meiner Seele zu gießen vermag?

Da fiel ihr Blick auf den Römer Severinus Boethius, der, eines heimlichen Einverständnisses mit

dem Kaiser Justinus angeklagt und von Theodorich, König der Ostgothen, gefangen genommen, in seinem Kerker ein Werk vom „Troste der Philosophie" geschrieben, das seinen Namen für alle Zeiten unsterblich und für Jeden, der in schweren Leiden des Trostes bedarf, unvergeßlich gemacht.*)

Eva, die dieses Buch bis dahin noch nicht gekannt hatte, begann jetzt aus diesem unerschöpflichen Borne echt christlicher Entsagung den Lethe neuen Trostes für die ewigwache Erinnerung ihres kindlichen Kummers zu schöpfen.

So war denn der neue Antiphon, den sie gesucht, für sie gefunden, und dieser Tröster war es, der sie fortan durch die öde Wüstenei ihrer freiwilligen Gefangenschaft begleitete und sie die Riesengröße ihres Schmerzes mit heldenmüthiger Resignation ertragen lehrte.

Eines Morgens, als sie — Dank jenem Buche — hoffnungslos, doch auf das Schlimmste christlich gefaßt und vorbereitet der Kunde harrend, ob der Befreiungsplan ihrer Freunde gelungen sei, wieder in jenes Werk vertieft, in der Bibliothek ihres Vaters

*) Am 23. October 526 ward Boethius in seinem Gefängnisse zu Pavia enthauptet.

saß, wurde ihr durch die Dienerin ein Besuch angemeldet.

— Ein Fremder wünscht Euch zu sprechen, sagte die Dienerin.

— Sein Name? fragte Eva.

— Er wollte sich durchaus nicht nennen.

— Eine Ahnung sagt mir, daß er Kunde von meinem unglücklichen Vater bringt. Und darum lasse ihn augenblicklich eintreten.

Und gleich darauf erschien der Fremde.

— Und wer seid Ihr? fragte Eva bestürzt.

— Ich bin ein Edelsteinschleifer des Kaisers und heiße Jobst von Brüssel.

— Ihr seid der Freund Alexander Colins . . .

— Ich bin stolz darauf, diesen Ehrennamen zu verdienen . . .

— Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht! Welche Nachricht bringt Ihr mir von meinem Vater?

Jobst von Brüssel schwieg tief bewegt.

— Sprecht, sprecht, lieber Herr. Ihr findet mich auf's Schlimmste gefaßt.

— O dann vernehmt, mein edles Fräulein, was ich mit blutendem Herzen Euch zu verkündigen habe. Unser gemeinschaftlicher Befreiungsplan ist — leider! — mißglückt.

— Und mein Vater? fragte sie gefaßt.

— Ist — weh mir, daß ich Euch dieses sagen muß! — verschwunden.

— Verschwunden! wiederholte Eva, ihre Fassung verlierend.

— Man hat ihn von Elbogen hinweggeführt . . .

— Großer Gott, wohin?

— Dieß ist bis jetzt ein Geheimniß, unerklärlich, unerforschlich wie so vieles Andere, was seit Kurzem an diesem Hofe sich ereignet . . .

— Man wird ihn heimlich getödtet haben! rief Eva angsterfüllt.

— O glaubt dieß nicht, Fräulein! Ich schwöre Euch, Euer Vater lebt! sagte Jobst, um sie zu beruhigen.

— Und was berechtigt Euch zu diesem Schwure?

— Die Stimme meines Herzens und mein noch immer unerschütterlicher Glaube an die Gerechtigkeit des Kaisers!

— O redet nicht von I h m! Ihr baut auf Sand, mein Freund!

— Nein, Fräulein, ich baue auf Gott! Und mein Vertrauen zu Gott sagt mir: er, der Richter aller Richter, werde nicht zugeben, daß Euer Vater u n g e h ö r t verurtheilt werden darf.

— Gott ist gerecht! Doch Euer edler Freund, Meister Colin? fragte Eva.

Jobst von Brüssel schwieg von Neuem!

— Sprecht, sprecht, Euer Schweigen und die Ungewißheit, in die es mich versetzt, foltert mich mehr als die traurigste Gewißheit. Faßet Muth wie Eva, erzählt ihr Alles, verschweigt ihr nicht das Kleinste; denn ich muß Alles, Alles wissen!

— Als Jesuiten verkleidet begaben wir uns in den Kerker Eures Vaters, unter dem listigen Vorwande, seine Beichte zu vernehmen und ihm das Abendmahl zu reichen. Wir frohlockten, als wir die gewagte List ohne den leisesten Verdacht gelingen sahen und ohne die kleinste Schwierigkeit Zutritt zu der Zelle des Obersthofmeisters erhielten. Colin und ich hatten den Plan verabredet, den Gefangenen aus seinem Kerker zu befreien dadurch, daß wie Euren Vater bewegen wollten, in Alexanders Kutte zu entschlüpfen. Er selber hatte darauf bestanden, als Geißel zurückbleiben zu wollen.

— O welche Aufopferung! stöhnte Eva von Lobkowic.

Beherzt und des Gelingens unseres Sieges gewiß, betraten wir das Gefängniß Eures Vaters. An seiner Stelle fanden wir einen Andern. — Wer seid

Ihr? fragte Alexander Colin. — Der Fremde richtete sich mit satanischem Stolze empor und entgegnete mit boshafter Schadenfreude: „Ich bin Girolamo Scotto, Ritter von Brandeis. Wer aber seid Ihr, mein frommer Vater?“ fragte er meinen tief bestürzten Landsmann. — „Ich bin der Pater Gualbertus Weiß!“ wagte dieser zu erwidern. — „Ihr seid ein Betrüger!“ schrie Scotto. „Ich kenne Euch und diese da, fuhr er fort, triumphirend auf uns hinzeigend. Ihr seid Alexander Colin aus Mecheln, ein listiger Betrüger, durch Vorzeigung einer falschen vom Erzbischofe ausgestellten Erlaubniß eingedrungen in den Kerker des Hochverräthers Georg Popel von Lobkowic, um ihn daraus in der Verkleidung eines Jesuiten zu entführen.“ — Es sank uns Allen der Muth. Wir fühlten, daß wir verrathen waren. „Ich weiß Alles!“ sagte der Elende. „Eure teuflische List ist entdeckt. Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, hatte allerhuldreichst geruht, seinem treuesten Diener, mir, Girolamo Scotto Ritter von Brandeis — wiederholte er mit lächerlichem Stolze — den allerhöchst eigenhändig ausgefertigten Befehl zu ertheilen, den Staatsgefangenen, den Ihr zu befreien kommt, sofort nach einer andern Veste (nach welcher sollt Ihr nie erfahren) abführen und

an seiner Stelle mich einschließen zu lassen, um Euch, Elende hier zu erwarten. Nur darum, weil dem Kaiser und mir Euer ganzes Gaukelspiel bekannt geworden war, nur darum ließen wir Eurem nichtswürdigen Befreiungsplane nicht die kleinste Schwierigkeit in den Weg treten, um Euch Eures Sieges gewiß zu machen und Euch desto leichter und sicherer in die von mir gelegte Falle hineinzulocken!

— Der Schändliche! rief Eva tief erbittert.

— Ihr seid jetzt Alle in meiner Gewalt, fuhr der Elende fort. Euer Haupt ist dem Henker verfallen. Ein Federzug des Kaisers kann Euch alle Fünf mit Einem Schlage vernichten. Seine Majestät aber ist eben so mild als gerecht. Euch Vieren, die Ihr von Jenem (sagte er auf meinen armen Landsmann weisend) zu diesem schändlichen Bubenstreiche verleitet worden seid, Euch schenkt er großmüthig die Freiheit; dieser aber, fuhr er mit teuflischem Frohlocken fort, der alleinige Urheber dieser verruchten Verrätherei —

— Weh mir, was werde ich hören! schrie Eva qualvoll die Hände ringend.

— Er, der das Wohlwollen seines kaiserlichen Herrn und Beschützers mit Undank belohnt, er bleibt an Stelle des Gefangenen, den er mit frevelnder

List zu befreien sich erkühnen gewollt, zur Strafe seines Frevels in diesem Kerker zurück.

— Himmel! schrie Eva, außer sich gerathend. Colin, Euer Landsmann, mein edelmüthiger Freund!

— Ist, wie es scheint, rettungslos verloren.

— Allmächtiger Gott, wo ist Deine Gerechtigkeit! schrie die schwer geprüfte Dulderin. Wo sind die Blitze Deines Zornes, der die menschliche Ungerechtigkeit zu Boden schlägt? Er, der im Besitze ungetheilter Macht mir den Vater gewaltsam aus meinen Armen reißen ließ, hat, um das Maaß meiner Leiden überfließen zu lassen, mir jetzt auch den theuersten, edelsten, aufopferndsten meiner Freunde geraubt!

— Gebt darum nicht alle Hoffnung auf. Scheidend von meinem armen Landsmann, der aus dem Munde des verdammten Italieners das Urtheil seiner lebenslänglichen Gefangenschaft mit bewunderswürdiger Ruhe und mit dem ganzen Stolze eines gottvertrauenden Märtyrers vernahm, scheidend aus dem Kerker meines Freundes, dessen Strafe ich zu theilen bereit war, gab ich ihm, als ich mich dieser Ehre und Gunst grausam beraubt sah, gab ich ihm den Rath, sich an den Kaiser zu wenden, und dessen Gnade zu erflehen.

— Er weiß nicht, was Gnade ist! sagte Eva, ihre Augen, aus denen ein Strom heißer Thränen hervorbrach, mit ihren Händen bedeckend.

— Ich, selber Theilnehmer seiner Schuld, will mich, sobald der Kaiser von Pilsen zurückgekehrt ist, zu den Stufen seines Thrones niederwerfen und fußfällig ihn anflehen: „Herr, vergieb Deinen Schuldnern, so wie wir Denen vergeben, die unsere Schuldner sind.“

— Und glaubt Ihr, daß Euer frommes Flehen Euern Freund, unsern Freund, aus den Banden seiner Gefangenschaft befreien wird?

Jobst von Brüssel versank in Schweigen.

— Euer Schweigen sagt nur zu klar und deutlich, wie wenig Ihr von jenem Schritt erwartet.

— Und dennoch werde ich ihn thun, sagte Jobst, zum Himmel aufblickend.

— Das vergelte Euch Gott, Meister Jobst. Auch ich will meine Hände, wie ein Anderer meiner Freunde mich gewarnt, nicht müßig in den Schooß legen und Alles einzig und allein von des Himmels Hilfe erwarten . . .

— Was wollt Ihr thun, edles Fräulein?

— Mich schriftlich an Jenen wenden, dessen Namen ich nie auszusprechen wage . . .

— Und hofft Ihr? fragte Jobst zweifelnd.

— Ich hoffe nichts mehr auf dieser Welt und dennoch — ich schwöre es Euch! — werde ich nichts unterlassen und Alles, Alles wagen, um meinen Vater und Euern Landsmann zu befreien.

— O könnten sie Euch jetzt hören!

— Dann würden sie es glauben, daß sie für mich die Theuersten auf Erden sind!

— Ach, holdes Fräulein, fast beneide ich meinen gefangenen Freund um das schöne stolze Glück, für Euch leiden zu dürfen und sich von Euch bemitleidet zu wissen . . .

— Er ist, wie Jobst, ein gefeierter Künstler. Ihr Beide bedürft des Mitleids nicht! Das was Euch fehlt . . .

— Ist die Liebe eines solchen Engels! unterbrach sie der Mitwisser ihres einzigen Geheimnisses.

— Lebt wohl, Meister Jobst von Brüssel, sprach Eva, welche ihre stille Neigung, die sie einer köstlichen Perle gleich tief verborgen in der Muschel ihres Herzens trug, urplötzlich verrathen fühlte und darum nichts weiter davon zu hören wünschte. Schreibet Ihr in Eure Heimath, dann grüßt von mir Colins Weib und Kind viel tausend-tausendmal und saget Ihr . . . .

— Was, Fräulein, soll ich sagen?

— Nichts, nichts! unterbrach sich Eva, das Aufschäumen ihres Gefühles siegreich niederkämpfend.

— Thränen blitzen in Euren holden Augen.

— Sie gelten nur meinem unglücklichen Vater, sagte Eva sich beherrschend. Geht mit Gott und allen Heiligen!

Und Jobst von Brüssel entfernte sich. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Eva mit sich und ihrem Schmerze allein war, trat sie an's Fenster und schnitt in eine der unbemalten Scheiben mit dem Demantringe, den sie am kleinen Finger ihrer Linken trug, wie halb und halb in Traum versinkend, zwei Buchstaben A. E. und gleich darunter den Sinnspruch eines ihrer tapfersten Landsleute, Wenzel Wratislaw von Mitrowic, ein:

Per aspera ad prospera!

Dann rief sie wie aus süßem Morgentraume erwachend:

— Nur E i n e kann sie B e i d e retten!

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Oettinger, Eduard Maria,

Auf dem Hradschin, oder Kaiser Rudolph II. und seine Zeit Historisch-romantisches Gemälde von Eduard Maria Oettinger

Bd.: 1

Prag, Leipzig 1856